

# ERFAHRUNGSBERICHT

# UNIVERSITY OF CHICAGO



Pascal Wallisch  
University of Chicago  
Student-ID 923227  
Lascap@gmx.de

# - Inhalt -

1 Einleitung.....	3
2 Wohnen.....	3
2.1. Vorteile des Lebens im Dorm, speziell in Shoreland Hall .....	4
2.2. Nachteile des Lebens im Dorm, speziell in Shoreland Hall.....	5
2.3. Dormleben, die Dormbewohner und deren soziale Interaktionen.....	6
2.4. Fazit.....	9
3 Studieren.....	10
3.1. Das Quartersystem.....	10
3.2. Die Kurse.....	10
3.3. Die Studenten.....	12
3.4. Das höhere amerikanische Bildungssystem und seine Besonderheiten.....	14
4 The University of Chicago.....	16
4.1 Die Bibliothek.....	17
4.2. Aktivitäten.....	18
4.3. Der UofC-Spirit.....	18
4.4. Psychologie an der UofC.....	18
5 Chicago.....	20
6 Die Amis.....	21
6.1. Religion.....	21
6.2. Akademischer Status.....	21
6.3. Geschichte.....	22
6.4. Einladungen und Verabredungen.....	22
7 Der 11.09.2001 und seine Folgen.....	23
8 Sicherheit.....	24
9 Orientation.....	25
10 Das FU-Programm.....	25
11 Wetter und Klima.....	28
12 Bürokratie und Verwaltung.....	28
13 Finanzielles.....	29
13.1. Banken.....	29
13.2. Lebenshaltung.....	29
13.3. Geld.....	30
14 Verkehr und Transportation.....	30
15 Gesundheit.....	31
16 Ferien.....	31
17 Sonstiges.....	32

## **1 Einleitung**

Nachdem ich all die anderen Erfahrungsberichte gelesen habe und diese mit der aktuellen Situation vergleiche, muß ich feststellen, daß sich seither doch einiges geändert hat.

Deshalb werde ich hier jedes Thema noch mal ansprechen, auch wenn dies in einigen anderen Berichten bereits erfolgt ist.

Notwendigerweise gewinnt der Bericht dadurch stark an Länge. Diesen Umstand bitte ich jedoch zu verzeihen, da ich ein möglichst umfassendes, akkurates und zutreffendes Bild der Lage vor Ort zeichnen möchte, um potentiellen Chicago-Aspiranten der FU eine optimale Hilfe in dieser schwierigen Entscheidungssituation zu bieten. Da ich mich dabei um eine möglichst differenzierte Darstellung der Verhältnisse bemüht habe, findet dieses Ansinnen sicherlich Verständnis.

Dieser Bericht stellt also den Versuch dar – basierend auf den bisher subjektiv erlebten Geschehnissen, systematisch ein möglichst informatives Bild der hiesigen Verhältnisse und Gegebenheiten zu rekonstruieren. Um zu gewährleisten, daß potentielle Leser den größtmöglichen Nutzen daraus ziehen können, möchte ich ausdrücklich betonen, daß ich bei der Verfolgung dieses Zieles keine Rücksicht auf „political correctness“ nehmen kann und werde. Es ist zu erwarten, daß dieses Vorgehen nicht bei allen Lesern Anklang finden wird. Ich bitte aber um Verständnis, da ich mir der prinzipiellen Kritisierbarkeit meines Ansatzes sehr wohl selbst bewußt bin. Umfassende, erfahrungsbasierte Informationen aus erster Hand sind in Situationen wie der vorliegenden unabdingbar, um eine informierte Entscheidung zu treffen und potentielle Enttäuschungen oder Probleme zu vermeiden. Ich fühle mich verantwortlich, diese Informationen zu liefern. Wenn nicht alles direkt relevant sein sollte, kann man sich immer noch am Inhaltsverzeichnis orientieren, außerdem vermittelt diese umfassende Abhandlung vielleicht etwas von der generellen Atmosphäre, die hier herrscht.

## **2 Wohnen**

Zunächst mal gleich zu einem existentiellen Bedürfnis: Dem Dach über dem Kopf.

Entgegen aller Empfehlungen in den vorangegangenen Erfahrungsberichten habe ich mich - zugegebenermaßen hauptsächlich aus Bequemlichkeit auf das „Student Housing“ der University of Chicago eingelassen, d.h. das Wohnen in einem Dorm (Wohnheim). Dabei gleich mal Vorweg: Das Wohnen in einem Dorm der University of Chicago ist mit dem Wohnen in einem deutschen Studentenwohnheim aufgrund mannigfacher Unterschiede nicht zu vergleichen. Einer der Hauptunterschiede (deren ich mir damals gar nicht bewußt war) ist, daß in den Dorms zu 99% nur Undergraduates wohnen. Da vor allem die „Freshmen“ zum Wohnen im Wohnheim verpflichtet sind, die Studenten in höheren Semestern jedoch überwiegend eigene Apartments bewohnen, liegt das Durchschnittsalter in den Dorm grob geschätzt wohl bei ca.19 Jahren. Höchstens – da viele Freshmen erst 17 oder jünger sind. Daraus ergibt sich in weiten Teilen bereits die Atmosphäre in diesen Dorms...

Jedenfalls wurde ich dem „Shoreland Hall“-Dorm zugewiesen, einem ehemaligen Luxushotel und Wohnheim für 670 Studenten. Da auch alle anderen Studenten, die mit Austauschprogrammen an die UChicago gekommen sind diesem Dorm zugewiesen wurden und das „Shoreland“ das einzige Dorm ist, welches auch über die Winterpause (fast 1 Monat) geöffnet ist, ist die Chance sehr hoch, das auch zukünftige FU-Studenten diesem Dorm zugeordnet werden, wenn sie sich für das Dorm-System entscheiden sollten.

## 2.1. Vorteile des Lebens im Dorm, speziell in Shoreland Hall

Die Vorteile, die daß Wohnen in einem Studentenwohnheim der Uni mit sich bringt, liegen auf der Hand: Man hat relativ schnell und relativ unkompliziert Kontakt zu vielen Studenten, die einem aufgrund ihrer intimen Kenntnis der hiesigen Verhältnisse viele nützliche Hinweise geben können, die man besonders am Anfang gut gebrauchen kann, da man noch nicht wirklich weiß, wie die Universität funktioniert.

Als deutscher und fortgeschrittener Student ist man immer ein begehrter Gesprächspartner und im Zentrum des allgemeinen Interesses – jedenfalls habe ich das so erlebt – weshalb man sich keine Sorgen machen braucht, während des Aufenthaltes zu vereinsamen (was einige meiner Vorgänger in Apartments durchaus beschrieben hatten). Im Gegenteil: Die Atmosphäre ist durchweg äußerst sozial und man findet immer Gesprächspartner oder Partner für Unternehmungen aller Art.

Ein weiterer Vorteil der Dorms ist, daß sie entweder extrem nahe an der Universität liegen (nicht Shoreland) oder eine Bushaltestelle oder sogar eigene Busse besitzen (wie das beim Shoreland der Fall ist), was das Erreichen der Uni sehr vereinfacht.

Darüber hinaus ist die Security in den Dorms im Vergleich zu Privatwohnungen sehr hoch. Man muß sich darüber einfach keine Sorgen machen. Und das ist in Hyde-Park selten (siehe „Sicherheit“). In der Lobby des Shoreland sind zu jeder Tages- und Nachtzeit, auch an Wochenenden und in den Ferien mehrere Sicherheitskräfte anwesend, welche die Identität von Neuankömmlingen kritisch prüfen. Da müßte schon eine ganze Gang kommen, um diese Lobby-Belegschaft auszuheben.

Auch das Essen, das man bei Wohnen im Dorm in Anspruch nehmen kann (in den Dining Halls) ist sehr gut. Jedenfalls kann eine deutsche Mensa damit keinesfalls konkurrieren. Die Fülle der angebotenen Speisen in diesen Dining Halls ist enorm und grundsätzlich gilt dort „all you can eat“ – was enorm sättigend ist.

Generell ist das Dormleben geeignet, den eigenen Streß in der Lebenserhaltung zu reduzieren. Es handelt sich quasi um ein „All-inclusive“-Angebot. Die Dorms verfügen in der Regel sowohl über Waschmaschinen, als auch Fitneßräume sowie alle Arten von Unterhaltungsmöglichkeiten, Computerräume, Reinigungsmittel und voll möblierte Räume.

Ein weiterer Vorteil ist das Platzangebot: Ich habe mir sagen lassen, daß es immer ein Tradeoff ist: Man kann allein wohnen, hat dann aber auch viel weniger Platz.

Ich wohne hier mit 2 Mitbewohnern und habe ein riesiges Apartment, inklusive Schlafzimmer, Eßzimmer, Küche, Wohnzimmer, Arbeitszimmer, Bad (Badewanne!) und Lagerräume. Jeder hat einen eigenen Schreibtisch, Regale, etc. Es gibt auch Zimmer mit 4 Personen, die dann noch größer sind. Jedenfalls ist dieses Apartment wesentlich größer als meine Berliner Privatwohnung, auf dem freien Wohnungsmarkt hätte ich mir das in Chicago nie leisten können – kein Vergleich zu den Wohnklos deutscher Wohnheime.

Nicht zu verachten ist auch der 10Mbit-Ethernet Anschluß, der einem über das Netzwerk des Wohnheims an der UChicago kostenlos zur Verfügung gestellt wird. Eine dermaßen schnelle Internetverbindung hatte ich noch nie – dagegen sieht sogar DSL alt aus. Und das auch noch umsonst.

Es gibt natürlich sehr viele verschiedene Wohnheime und alle haben ihre Vor- und Nachteile. Es gibt Wohnheime die nahe an der Uni liegen, koedukative Wohnheime und nicht koedukative, Wohnheime mit und ohne Wohnheime integrierte Mensa, große, kleine, etc.

Der Vorteil speziell am Shoreland-Dorm ist zum einen die Lakeshore-View: Das Shoreland ist ca. 100m vom Strand des großen Sees entfernt. Der hat etwa die Größe der Ostsee. Wenn man ein entsprechend gelegenes Zimmer hat (das Shoreland hat 12 Stockwerke), kann man sich über eine fortwährende, atemberaubende Aussicht freuen. Nebenan ist auch ein Park.

Zum anderen war das Shoreland eben tatsächlich ein ehemaliges Luxushotel, welches von der Uni gekauft wurde – hier haben schon Elvis und Al Capone genächtigt. Damit ist ein sehr

hoher Ausstattungsstandard verbunden. Die Zimmer sind im Vergleich zu anderen Dorms sehr geräumig.

Auch die formidable Computerausrüstung ist beachtlich, neben dem Ethernetzugang stehen sowohl PCs, als auch Macs, als auch Drucker kostenlos zur freien Verfügung. Die Benutzung des Kopierers ist zwar gebührenpflichtig, aber auch dieser ist prinzipiell verfügbar.

Schließlich und endlich kann man seine zahlreichen Mitbewohner als willige Versuchspersonen für alle möglichen Experimente rekrutieren, wenn man Psychologiestudent sein sollte. Ich habe jedenfalls ein kleines psychophysisches Labor in meinem Zimmer aufgebaut und bin damit sehr gut gefahren.

## 2.2. Nachteile des Lebens im Dorm, speziell in Shoreland Hall

Natürlich hat diese Wohnform auch ihre Nachteile: Die Nachteile des Lebens im Dorm sind eben die typischen Nachteile, die der Wohnheim-Kontext mit sich bringt: Man muß evtl. mit sehr eigensinnigen oder merkwürdigen Leuten zusammenleben und kann wenig machen, wenn man mit ihnen nicht zurecht kommt. Glücklicherweise entging ich diesem Schicksal und kam mit meinen Mitbewohnern sehr gut aus. Mit ein wenig Glück, kommt man mit sehr kooperativen Menschen zusammen und kann diese als Ressource nutzen.

Eine bedenkenswerte Tatsache des Lebens im Wohnheim ist meines Erachtens auch, daß diese Option relativ teuer ist. Fast das gesamte Stipendium geht für einen Platz im Dorm (inklusive der Mahlzeiten) drauf.

Standardmäßig zahlt man im Dorm pro Quarter ca. 1600\$ für den Room und noch mal mindestens 600\$ für Board, d.h. einen Mahlzeitenplan zum Essen in den „Dining Halls“ (Mensen). Diesen muß man in Anspruch nehmen, wenn man im Dorm wohnen will.

Zuzüglich weiterer Gebühren und Abzüge bleiben damit von den 3000\$ Stipendium, die man pro Quarter bekommt nicht viel zur freien Verfügung übrig. Ob man anderswo billiger wohnen kann, sei dahingestellt. Jedenfalls kann man anderswo viel günstiger Essen (Siehe unten). Insgesamt hat man durch diesen Plan Anspruch auf 55 Mahlzeiten pro Quarter, d.h. 5 Mahlzeiten pro Woche. Zusätzliche Essen kosten extra. Und das ist nicht billig. Da ich nur einmal täglich in Dining Halls gegessen habe, bin ich damit gut zurecht gekommen und habe die Ernährungsfrage damit auf elegante Weise gelöst.

Jedenfalls kostet eine dieser Mahlzeiten umgerechnet über 10\$, was für ein „Mensa“-Essen recht heftig ist. Dafür ist es wie gesagt generell „all you can eat“ und es gibt auch ein großes Buffet. Ich habe bisher immer etwas leckeres zum Essen gefunden, hatte aber aus Nachlässigkeit am Ende des ersten Quarters immer noch 10 Mahlzeiten übrig, d.h. ich habe der Uni über 100\$ geschenkt, da die Essens-Kosten a priori zum Beginn des Quarters abgebucht werden. Nicht verbrauchte Mahlzeiten werden nicht erstattet.

Ein anderer Punkt sind die Undergrads in Relation zum eigenen Status als Deutscher. Zum einen wird man ständig von Leuten belagert, die Probleme in ihren Deutsch-Kursen haben. Erstaunlich viele Leute – im Vergleich zu anderen US-Unis – wählen an der University of Chicago Deutsch als Fremdsprache. Meist tun sie sich damit äußerst schwer. Am Anfang empfindet man diese Art der Aufmerksamkeit angenehm, auf Dauer fällt sie zur Last, da man selbst schon genug zu tun hat.

Andererseits wird man sich aufgrund seines fortgeschrittenen Alters – die Amis sind in Regel alle unter 20 – sehr, sehr alt vorkommen und entsprechend behandelt, d.h. man wird zum Amt des „House-President“ vorgeschlagen (was ich aus Zeitgründen ablehnen würde), man wird angegangen, Zigaretten und Alkohol zu kaufen, etc. Inwiefern das legal ist, weiß ich nicht. Auf jeden Fall empfehle ich, diese Praxis nicht ausufern zu lassen.

Der größte Nachteil des Wohnheims ist aber wohl der gefürchtete „Hammer-und-Amboß“-Effekt, der die eigene Leistung wirklich nachhaltig vernichten kann.

Der „Amboß“ sind die vielen Leute, die erst 18 sind und ihr Leben „noch vor sich“ haben. Die nehmen das Studium wirklich relativ easy und geben nicht allzu viel darauf. Reden viel und socializen. Das ist deshalb gefährlich, da man selbst schon in einem weit fortgeschrittenen Studiumslevel ist und durch deren Beispiel geneigt ist, auch selbst weniger zu tun.

Gefährlich deshalb, weil die eigene Zeit wertvoller und knapper ist. Auf diese Weise unterschätzt man die Konkurrenz, macht weniger und wird vom Studium abgehalten.

Der „Hammer“ senkt die eigene Bereitschaft zum Studium weiter: Der Hammer sind die ganzen Cracks, die mit 18 schon fortgeschrittener erscheinen, als man es selbst ist. Solche Freaks gibt es an der University of Chicago durchaus. Zum Beispiel in der Mathematik. Niemand kann diese Leute davon abhalten, mit spätestens 24 oder 25 zu promovieren. Das ist eine wirkliche Gefahr, da man auf diese Weise evtl. abgeschreckt wird, überhaupt was zu machen; resigniert, da man gegen die (vermeintlich) ohnehin nicht ankommt.

Dies senkt die Bereitschaft zum Arbeiten weiter. Dem Effekt kann man eigentlich nur entgehen, wenn man sich darauf einstellt, das er eintreten wird. Das Arbeitspensum an der University of Chicago ist zu hoch, um sich noch mit motivationalen Problemen herumzuschlagen.

Ein wesentlich profanerer, aber äußerst störender Nachteil sind die regelmäßig – von ungeschickten undergraduates ausgelösten Feueralarme. Diese werden meist durchaus ernstgenommen und das ganze Wohnheim evakuiert. Nervig.

Leider sind Stromausfälle sind nicht wirklich selten. Ein weiterer Grund, sich einen Laptop anzuschaffen und diesen gleich mitzubringen. Damit ist man ohnehin flexibler.

Ebenfalls ein Nachteil des Shoreland, der sich im Alltag auswirkt ist die Tatsache, das es sich dabei um das Wohnheim handelt, welches vom Campus am weitesten entfernt ist. Zu Fuß sind es über 25 Minuten zum Campus und es kann schon nervig sein, auf das Bussystem angewiesen zu sein. Fahrräder und ähnliches sind im Winter auch nicht zu empfehlen.

Letztlich noch ein Wort zum Status. Man kommt als Austauschstudent als „undergraduate student at large“ an die Uni. Dazu später mehr. Wenn man jedenfalls im Department als „graduate student“ durchgehen will – was die meisten deutschen Austauschstudenten aufgrund ihres Wissensstandes faktisch auch sind – kann man eigentlich nicht im Dorm leben. Lebt man dann – wie ich – doch im Dorm, kann man sich gleich darauf einstellen, ständig gefragt zu werden, wie man als „graduate student“ in einem Dorm gelandet ist. Selbst wenn man seine Story plausibel machen kann, ruft man überall gehobene Augenbrauen hervor – egal ob bei Studenten, Professoren oder Verwaltungspersonal. Die Amis denken da in ganz sturen Kategorien. Graduate students leben nicht in Dorms. Punktum. Und im Shoreland schon gar nicht. Es sind immer viele Erklärungen nötig. (Was mir natürlich vorher auch keiner gesagt hat). Das hört nie auf und ist in jedem Falle ein echter Nachteil.

Im übrigen sollte man – egal was man sagt - in seinen Erklärungen immer konsistent bleiben. Gott sei Dank bin ich das vom ersten Tag an geblieben. Es ist nämlich wirklich eine unglaublich enge und auch relativ kleine Community an der University of Chicago. Jeder redet mit jedem und fast alle, inklusive Profs wohnen in der unmittelbaren Umgebung der Uni.

### 2.3. Dormleben, die Dormbewohner und deren soziale Interaktionen

Das meiste, was zum Dormleben zu sagen ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß die meisten dort wohnenden Studenten um die 18 sind, das sie zum ersten Mal von ihren Eltern getrennt wohnen und das die meisten aus einem sehr reichen und behüteten Elternhaus stammen, da die University of Chicago eine der teuersten Privatunis der USA überhaupt ist.

Da die Amis also meist aus sehr wohlhabenden Verhältnissen stammen, geht vielen die Tatsache, daß sie ihr Zimmer mit Roommates teilen müssen schon sehr nahe. Es ist praktisch

ausgeschlossen, als Erstsemester ein Einzelzimmer zu bekommen. Das ist absichtlich so eingerichtet und gehört offiziell zur „college-experience“ dazu. Jedenfalls führt das in einigen Fällen doch zu sehr schwerwiegenden Konflikten, z.B. wenn sich die Arbeits- und Schlafgewohnheiten der Roommates drastisch unterscheiden und beide wenig Frustrationstoleranz oder soziale Fähigkeiten haben. Die Beobachtung der Entwicklung dieser gruppenspezifischen Prozesse und deren Auswirkung auf die individuelle Persönlichkeitsdynamik kann für den interessierten (Psychologie)-Studenten ein netter Bonus nebenbei sein.

Ich fand es jedenfalls sehr aufschlußreich und interessant.

Was gibt es sonst zu sagen? Man wird auf jeden Fall einen überproportional hohen Anteil an „Nerds“ dort treffen, die eigentlich nur das studieren im Kopf haben. Damit wird man aber wenig Probleme haben, da man wahrscheinlich selbst einer ist, wenn man für das Chicago-Programm der FU ausgewählt wurde. Von daher sollte das wiederum passen.

Der Löwenanteil der undergraduates sind economy-majors, was wenig überraschend ist, da dies die Hauptreputation der University of Chicago ist. Außerdem sind die meisten sehr religiös. Vor allem im Vergleich zu deutschen Verhältnissen.

Das Leben im Dorm mit den ganzen undergrads kann mitunter schon kraß werden. Oberflächlich sind natürlich alle ganz nett zueinander, klar. Etwa ab der zweiten Woche beginnen aber die Konflikte im Untergrund zu wüten. Genaugenommen beginnt sogar eine echte „soap-opera“. Beziehungen beginnen, Herzen werden gebrochen, woraus sich Feindschaften und Freundschaften ergeben. Intrigen werden gesponnen.

Ich kann nur empfehlen, sich da nicht zu sehr reinziehen zu lassen, da man quasi als „neutraler“ von allen möglichen Parteien konsultiert wird und Gefahr läuft, es sich durch sein „Insiderwissen“ mit allen zu verderben. Wer aber Gefallen an Intrigenspielen dieser Art findet, kann diese Neigung hier voll ausleben, ohne großartige Konsequenzen fürchten zu müssen.

Problematisch ist die Tatsache, daß viele erst 17 sind, wenn sie im College anfangen. Ohne Pauschalisierung sind diese zumeist unsicher, wissen nicht was sie mit ihrem Leben anfangen wollen oder sollen, sind sehr leicht verletzbar und können weder Kritik noch abweichende Meinungen vertragen, ohne beleidigt zu sein. Sie kommen direkt von der High-school und haben nicht die Ressourcen, die aktuelle Situation zu übersteigen und nehmen alles sehr persönlich. Die meisten sind wirklich nicht reif genug, um eine Meinungsverschiedenheit sachlich auszutragen. Glücklicherweise blieb ich von größeren Konflikten, die sich fast ausschließlich um Frauen oder Politik drehen weitgehend verschont.

Besonders aufgeschlossen wird man von all jenen aufgenommen, die schon mal in Deutschland waren, oder die Deutschkurse besuchen, da diese ihre Deutschkenntnisse ausprobieren wollen – das ist ein wunderbarer „Eisbrecher“, den man aber ohnehin selten nötig hat, da der allgemeine Umgang sehr ungezwungen ist.

Im Gegenteil: Man sollte aufpassen, daß man sich von den Undergraduates nicht runterziehen läßt. Die wollen einen in alle Arten von Aktivitäten verwickeln. Allerdings bringt es das nicht. Sie sind einfach in einem anderen Lebensstadium: Meist um die 17 oder 18, während man selbst schon auf die Mitte 20 zugeht und Diplom oder Promotion im Kopf hat.

Das ist ein schlechter Abtausch.

Auch ansonsten kann man nur sagen: Gefährliche Liebschaften. Am besten sein lassen.

Natürlich wird man sich dem Sozialleben nicht wirklich entziehen können, was einen schon schwer vom Studieren abhält.

Da Chicago sehr hart ist, werden die meisten Freshmen-undergrads immer wieder offen vom Abbruch reden. Die Freshmen kommen tatsächlich recht schnell die Krise, da er oft das erste Mal im Leben ist, in dem der große Anteil der Professoren- und Millionärskinder von keinem beachtet werden, da undergrads – insbesondere freshmen – an amerikanischen Unis im

allgemeinen sozusagen das letzte Rad am Wagen sind. Den Profs sind sie in den allermeisten Fällen völlig egal.

Die beständigen Klagen der freshmen sollte man aber nicht weiter ernstnehmen. Hier lohnt sich noch nicht mal ein trösten. Die meisten kommen ohnehin darüber weg.

Bei den einheimischen Studenten ist das Shoreland übrigens nicht allzusehr beliebt. Das liegt vor allem daran, daß es so weit vom Campus weg ist und die Amis sich selten einen Busfahrplan halten können.

Allein aus dem Grund zogen bereits nach dem ersten quarter 6 Studenten aus meinem Stock (ein beträchtlicher Anteil!) in ein anderes Dorm, das „Max-Palevsky“ um. Das ist vor allem ärgerlich, wenn man bereits Zeit investiert hatte, mit denen zu socializen.

Eine Sache, die ich hier unbedingt ansprechen muß, weil man damit garantiert konfrontiert werden wird, wenn man im Dorm lebt ist, wie man damit umgeht, wenn man als „Deutscher“ von jüdischen Mitstudenten angegriffen wird. Dies ist kein Scherz, ca. 15% der Studenten an der University of Chicago sind jüdisch – an sich kein big deal, aber man kann sich diesbezüglich auf mehr oder weniger ernstgemeine dumme Sprüche oder sehr merkwürdige Diskussionen einstellen. Weit verbreitet ist nämlich die Ansicht, daß die Deutschen im Schulunterricht die „13 Jahre“ entweder ausklammern oder verherrlichen. Ich habe keine Ahnung, wo diese Annahme herkommt, aber sie ist weit verbreitet und führt zu allen möglichen Mißverständnissen. Hier tut Aufklärung dringend not. An sich ist das ja ohnehin ridiculous, aber ich erwähne es hier, weil Vorfälle dieser Art eigentlich nur im Wohnheim stattfinden, nicht auf dem Campus. Es empfiehlt sich, höflich zu bleiben, egal was einem vorgeworfen wird, der konkrete Umgang ist jedem selbst überlassen, d.h. man kann z.B. die eigene, schwere Schuld eingestehen, darauf verweisen, daß andere Völker auch genug Dreck am Stecken haben, daß der Krieg aus ist, das man sich selbst gar nicht als Deutscher fühlt und ähnliches. Provokationen oder dumme Sprüche würde ich ignorieren, auch wenn einem a priori pauschal unterstellt wird, ein „Nazi“ zu sein - vor allem wenn man selbst völlig unpolitisch ist; das Weltbild dieser undergraduates ist in vielen Fällen zu schlicht, als das man sich deswegen einen Kopf machen sollte. Viele haben ihre Geschichtsbildung offenbar aus Hollywoodfilmen. Oft wird von der Grundprämisse ausgegangen, daß die Deutschen auf den Holocaust auch noch stolz sind. Auf die Idee, das man gar keinen Nationalstolz haben könnte, kommen die meisten gar nicht. No joke. Traurig, aber wahr.

Ich erwähne dies hier nicht etwa, weil ich damit Probleme gehabt hätte, sondern deshalb weil mich dieses befremdliche Verhalten wiederholt überrascht hat.

Naja. Ein weiteres Event, dem man fast zwangsläufig ausgesetzt ist, wenn man mit roommates im Dorm wohnt, ist die sogenannte „sexilation“. „Sexilation“ ist ein anerkannter Bestandteil der ungeschriebenen Gesetze im Dorm und wird generell geachtet. Sie besteht darin, das man von einem seiner Roommates „sexiled“ wird, d.h. man das Zimmer verlassen muß, damit dieser ungestört der geschlechtlichen Lust mit seinem Partner frönen kann.

Nun ja. Dabei handelt es sich um eine Art gentleman agreement, das man auch selbst in Anspruch nehmen kann. Leider kommt es unter Umständen recht häufig zur Sexilation.

Die freshmen-Studenten sind ein breiter Querschnitt der undergraduates, die die Uni besuchen. Dies impliziert, das man keine anderen deutschen Studenten dort zu erwarten braucht, da die UChicago in Deutschland nicht populär ist. Während meines Aufenthaltes gab es im ganzen Shoreland keinen. Dies hat den Vorteil, daß man schneller Englisch lernt. Am besten kam ich ansonsten mit Psychologiestudenten aus, was ein Zufall.

Offiziell wird im Shoreland ein sehr striktes Vorgehen praktiziert, nach 1 ist nix mehr mit lauter Party, sonst kommen die „Resident heads“ und closen das ganze down – wer im Flur offen Alkohol trinkt, fliegt raus. Drogen werden nicht toleriert. Inoffiziell sieht das ganze natürlich anders aus - die undergraduates fälschen tatsächlich Ausweise, um das Age-limit zum Trinken zu umgehen.

Bemerkenswert sind noch Unterschiede im Sozialverhalten zwischen Erstsemestern und fortgeschrittenen Studenten: Letztere suchen den sozialen Kontakt zu Neuankömmlingen kaum und zum Sozialverhalten zwischen Männern und Frauen. Irgendwie komisch, aber in meinem Stockwerk befanden sich zu jedem gegebenen Zeitpunkt ca. 4 mal so viele Männer wie Frauen in der „lounge“, dem Flur, etc. während die Frauen vor allem in ihren Zimmern blieben.

Im übrigen gehe ich hier als „the tall guy“ durch, obwohl ich in Deutschland unter dem Schnitt liege. Die Amis sind im Schnitt wohl mindestens 10 Zentimeter kleiner. ;)

#### 2.4. Fazit

Bisher hat sich mein Wagnis gelohnt: Ich wohne weiterhin in Shoreland Hall und bereue meine Entscheidung nicht. Ich komme hier sehr gut zurecht und alle, die nicht gerade ausgeprägte Schwierigkeiten im Umgang mit Menschen haben, sollten eigentlich damit auch ok sein. Wer in einem deutschen Wohnheim zurechtkommt, dem dürften die Wohnheime der University of Chicago geradezu paradiesisch vorkommen.

Man merkt schon: Mir gefällt es hier und ich kann den Aufenthalt in einem Dorm nur empfehlen. Die übliche Gefahr eines Wohnheims, nämlich das man kaum zum Lernen kommt, läßt sich kontrollieren, bzw. ist hier nicht so stark gegeben: Die Studenten der University of Chicago, geben der Arbeit fast immer eine relativ hohe Priorität, sonst wären sie gar nicht erst hergekommen.

Übrigens: Wer irgendwann mal in den USA forschen und lehren möchte, sollte in jedem Falle versuchen, einmal in einem Dorm zu leben, um den Typus des amerikanischen undergraduates, seine Motivation und Einstellung kennenzulernen und zu verstehen.

### 3 Studieren

Dieser Abschnitt ist der eigentliche Kernstück des Erfahrungsberichts, er versucht die Frage, wie es mit dem Studieren an der University of Chicago so ist. In allen Details.

#### 3.1. Das Quartersystem

An der University of Chicago gibt es keine Semester, sondern Quartale, Quarters. Der Austauschstudent beginnt sein Auslandsjahr im Autumn-Quarter des jeweiligen Jahres, immer Mitte September. Der Gesamtaufenthalt im Direktaustausch beträgt 3 Quarter. Das 4. Quarter, das Summerquarter ist vorlesungsfrei und wird von der University of Chicago auch nicht finanziert. In der Praxis heißt dies, daß der Austauschstudent Anfang Juni des darauffolgenden Jahres bereits wieder die Heimreise antritt.

Dieses System hat für den Austauschstudenten mehrere wesentliche Vorteile. Zum einen nimmt man an 3 Quatern, statt an 2 Semestern teil, d.h. man kann seine Kurswahl ein wenig diversifizieren. Fehlwahlen fallen da nicht so stark ins Gewicht. Außerdem fängt der Lehrbetrieb hier ein Monat vor der FU an und man kommt zum laufenden Sommersemester zurück. Man kann also noch die Rosinen aus dem Restsemester rauspicken und mit etwas Glück noch ein paar Scheine machen. Sehr zeitökonomisch - dabei vergeht die Zeit wirklich unglaublich schnell. Die Quarter verfliegen nur so, es bleibt wenig Zeit zum reflektieren.

Auf der anderen Seite ist das Quartersystem äußerst brutal: Einen Monat nach Beginn des Quarters (!) sind hier meist die Zwischenklausuren und nach knapp einem weiteren Monat dann die Abschlußprüfungen für das Quarter. Die Profs haben natürlich den Ehrgeiz, den Stoff eines Semesters im Quarter unterzubringen, von daher ist das alles recht gedrängt.

Teilweise sind von Woche zu Woche ganze Bücher zu lesen. Ein Quarter besteht in der Regel aus 10 Wochen. Inklusive Einführungswoche und Abschlußklausuren bleiben meist nur 8 Wochen mit inhaltlichen Sitzungen pro Quarter!

Der Pace eines Quarters ist also mörderisch. Für Leute, die das Tempo der FU gewohnt sind, wird vor allem das erste Quarter richtig hart und unbarmherzig.

Es hilft also alles nichts. Wer an die University of Chicago will, sollte sich darauf einstellen und das beste aus dem Quarter-System machen. Dann ist es ein Stahlbad.

Traurig aber wahr ist, daß man in einem gut genutzten Quarter an der University of Chicago mehr lernen kann, als an der FU in einem ganzen Semester oder gar in einem Jahr.

#### 3.2. Die Kurse

Als Austauschstudent von der FU Berlin darf man sich für 3 Kurse einschreiben. Auch wenn man mehr macht, wird einem partout nicht mehr angerechnet – nicht sehr motivierend. Man wird aber bereits mit den 3 Kursen, die man nehmen muß genug zu tun haben.

Die Wahl der Kurse sollte man sich gut überlegen. Man kann aus dem gesamten angebotenen Katalog wählen, d.h. man kann durchaus auch Kurse zu „Tanz“ oder „Kunst“ belegen. Da die Qualität der Lehrveranstaltungen aber fast durchweg sehr hoch ist, würde ich nahelegen die Zeit für eine rein fachlich orientierte Weiterbildung zu nutzen, wie sie in dieser Form an der FU Berlin einfach nicht geboten wird (das muß man neidlos anerkennen).

Man ist als Austauschstudent nicht auf irgendwelche bestimmten Kurse angewiesen, die man belegen muß. Das Angebot ist überwältigend und es ist daher verlockend, leichte oder besonders interessante Kurse zu wählen. Keiner wird einen daran hindern, etwa „Modern Dance“ oder „Playwriting“ zu belegen. Ich kann allerdings wirklich nur wärmstens

empfehlen, hier sein Schwerpunktfach zu vertiefen oder alte Schwächen auszumergen. Die Kurse und die hier frei verfügbare Ausstattung ist einfach zu gut, um das nicht zu nutzen. Man sollte sein Fach ohnehin lieben, wenn man denn unbedingt an die University of Chicago gehen will. Mit lockerem Studentenleben ist bei diesen Kursen sowieso nichts zu wollen und viel mehr als studieren kann man hier eigentlich nicht machen.

Außerdem würde ich empfehlen, im eigenen Fachgebiet nur Kurse aus dem Graduate-Programm zu wählen. Zum einen sind die Leute dort etwas reifer, zum anderen ist das akademische Niveau eher den eigenen hohen Ansprüchen angemessen. Das Niveau von undergraduate-Kursen entspricht am ehesten einem guten gymnasialen Grundkurs.

Dort liegt der Schwerpunkt eher auf „what is your view on things“, original contributions. Hauptsache man macht etwas. Das muß nicht unbedingt state of the art im Feld sein.

Vor allem in Psychologie muß man sich das nicht antun.

Mit 3 gut gewählten Graduate-Kursen ist man dann fürs Quarter gut bedient.

Eingangsvorlesungen in fachfremden Fächern zu belegen kann ich aber auch empfehlen. Diese sind auf das Niveau von undergraduates ausgelegt, d.h. man versteht und lernt da auch was. Kein Vergleich zu deutschen Einführungsvorlesungen, z.B. in Chemie oder Physik, wo man keine Chance hat, etwas zu verstehen. Diese braucht man nicht „for credit“ nehmen, sondern kann sich da einfach reinsetzen.

Die Bedingungen in den Kursen ist im Vergleich zur FU sehr gut. Seminare haben tatsächlich Seminargröße, d.h. bestehen aus unter 20 Personen. Vorlesungen gibt es zwar auch, diese werden aber intensiv in zusätzlichen Kleingruppen betreut.

Nochmal: Man muß insbesondere in den graduate-Kursen in der Tat sehr viel lesen. Außerdem kann es sein, daß die gleichen Kurse für Graduates und Undergraduates angeboten werden. Dann werden evtl. auch Klausuren geschrieben. Für graduate-students gibt es dann in solchen Fällen Zusatzanforderungen und eine strengere Benotung.

Eine solche Vorlesung kann auch schon mal 100 Studenten umfassen, vor allem wenn es sich um ein interessantes Thema handelt. Der große Vorteil ist dabei, daß man sich in den meisten Vorlesungssälen im Vergleich zu den harten Bänken, die man an der FU drückt regelrecht wie im Kino vorkommt: Sowohl, was die Beinfreiheit, als auch die Breite der Sitze (meist sogar eher Sessel) angeht.

Ansonsten weisen Vorlesungen und Seminare eine sehr angenehme Größe auf. Die University of Chicago rühmt sich zurecht, eine der kleinsten Betreuer:Student-Verhältnisse in den ganzen USA zu haben. Dies könnte sich allerdings in den nächsten Jahren ändern, da die UChicago die Studentenzahlen massiv erhöht, ohne im gleichen Masse neues Personal einzustellen.

Bei den momentan generell kleinen Gruppengrößen fällt natürlich auf, wenn man sein „reading“ oder andere Hausaufgaben nicht gemacht hat, was in Form von Notenabzügen geahndet wird, von daher ist dieser course of action nicht zu empfehlen.

Dazu noch etwas: Man sollte das Studium hier von der ersten Woche an ernst nehmen: Wenn man im Reading zurückfällt, kann man eigentlich nicht mehr aufholen. Das Quarter ist dafür zu kurz.

Die Seminare verteilen sich oft über die Woche, d.h. man trifft sich mehrmals pro Woche.

Dies hat Vorteile, da man die Arbeitslast auf diese Weise portioniert. Der Nachteil ist, daß man durch die ständigen Anforderungen leicht zurückfallen kann, ohne dies wieder gutmachen zu können.

Seinen gerechtfertigten Platz als „Head of the class“ in den Kursen sollte man sich von irgendwelchen Amis unter keinen Umständen streitig machen lassen. Da die Noten in der Regel im Vergleich zu den anderen Studenten „gecurved“ sind, ist es wichtig, sich in der Konkurrenz zu anderen Studenten durchzusetzen. Die Atmosphäre ist von daher durchweg kompetitiv, vor allem im Vergleich zur FU.

Kleiner Tipp: Meistens ist das Fachwissen die Schwachstelle der Amis. Aufgrund ihrer viel zu breiten Ausbildung ist das vorhandene Wissen meist nur sehr oberflächlich oder trivial. Hier kann man günstig zur Attacke ansetzen, wenn man sich in Detailfragen besser auskennt. Ist das eigene Fachwissen nicht besser, kann man es immer noch mit kritischem Denken probieren. Das wird von den Profs meist auch gern gesehen (wenn es sachlich begründet ist) und honoriert, da dies in der Regel auch nicht gerade eine Stärke der Amis ist.

Am Ende wird gnadenlos benotet – das Notenschema ist durchweg sehr hart. Im Gegensatz zu den meisten US-Unis mit ihrer galoppierenden „Grade-Inflation“ (d.h. „A“s für über 50% der Klasse) legt man an der University of Chicago viel Wert auf eine sehr strenge, „realistische“ Benotung. Die Tatsache, dass es deswegen nach den Midterms oft schlechte Noten hagelt, dies macht vor allem die highschool-verwöhnten „Freshmen“ sehr nervös. Hier sollte man sich keine Illusionen machen, d.h. der Einsatz lohnt sich also. Vor allem, wenn „class participation“ einen Teil der Note ausmacht. Ansonsten kann alles mögliche Teil der Note sein: Referate, Hausarbeiten, Term papers, Klausurergebnisse, etc.

Oft ergibt sich die Endnote auch aus einem gewichteten Durchschnitt dieser Teile.

Da man nur 3 Kurse „for credit“ belegen kann und diese am Beginn des Quarters formal anmelden muß, werden die Noten in diesen 3 Kursen unweigerlich auf dem End-Transcript auftauchen. Schlechte Noten kann man also nicht verbergen – besser, man bekommt keine.

Letztendlich kann ich aber die obigen Bedenken und die Warnungen meiner Vorgänger aber auch etwas entschärfen: Sooo hart sind die Kurse auch wieder nicht. Wer an der FU Berlin im Grundstudium eine gute Ausbildung genossen und hart gearbeitet hat, wird das meiste behandelte Material oft vertraut finden und seine Kurse ganz gut dominieren können. Und wenn man über das selektive FU-Austauschprogramm hier reinkommt, gibt das die eigene Ausbildung in der Regel wohl auch tatsächlich her.

Das Hauptproblem ist insbesondere die – unglaublich stressige – „finals week“. In diese fallen alle Endklausuren und Abgabetermine für Hausarbeiten. Aufschub gibt es eigentlich nicht.

So einen Streß hatte ich zuletzt im Vordiplom.

Noch zwei spezifische Anmerkung zu Psychologiekursen: Es gibt – im Vergleich zum deutschen System – nur relativ wenige weibliche Studenten in diesen Kursen. Das kann sehr enttäuschend sein.

Das gute an diesen Graduate-Psychologie-Lehrveranstaltungen ist, daß man dadurch auf einen Level gehievt wird, auf dem man quasi sofort danach mit der eigenen Forschung in dem behandelten Spezialgebiet anfangen kann. Und das ist ein sehr befriedigendes Gefühl. Im Vergleich zu deutschen Kursen gehen diese Lehrveranstaltungen wirklich in die Tiefe und ins Detail. Man kann seinem eigenen Wissen sozusagen beim Wachsen zuschauen.

Der einzige Nachteil im Vergleich zur FU besteht eben darin, dass man sich nur für 3 Kurse anmelden kann. Wenn da einer dabei ist, der nicht so gut ist, kann man eigentlich nichts machen. Das wird ein ständiger Ärgerquell sein. Auch am Anfang „herumshoppen“ (wie an der FU üblich) kann man nicht wirklich, da das Quarter nur 10 Wochen dauert. Das Risiko auf mehr als 3 Kurse zu streuen ist eben nicht drin. Eine Abhilfe ist hier schwierig. Sich vorher informieren, vielleicht. Klare Vorstellungen haben, was man will und was nicht.

### 3.3. Die Studenten

Die Studenten hier gehören zu den intelligentesten, aufgeschlossensten und interessiertesten, die ich je getroffen habe. Viele sind offenbar sogar nicht nur deshalb aufgeschlossen, um die eigene Karriere zu fördern, sondern einfach so – just for the sake of it, aus intellektuellem Interesse. Zwar sind „echte Genies“ selten, d.h. man findet an der University of Chicago evtl. nicht die intelligentesten Studenten der USA, jedenfalls aber wohl die fleißigsten. Ob dies für den einzelnen eine Einladung oder eine Abschreckung ist, mag jeder selbst für sich beurteilen.

Mir ist klar, daß man eigentlich keine Gruppe derart über einen Kamm scheren sollte und daß solche Pauschalurteile gefährlich sein können. Allerdings fällt das hier richtiggehend auf. Dies ist übrigens genau der Ruf, den die University of Chicago in den USA genießt und entsprechende Personen anzieht.

Dies ist – um noch mal auf das Dorm zurückzukommen – sogar ein wesentlicher Vorteil des Lebens im Dorm in Chicago. Man wird garantiert sehr interessante Leute treffen. Viele Studenten haben hier Eigenheiten, von denen man an einer „normalen“ Uni nur sagen würde: „Man, you are weird“. Hier sagt man: „That’s interesting, go on“. Von der Sorte gibt es auf meinem Stock eine ganze Menge. Das kann sehr anregend sein.

Das erstaunliche ist, daß man diesen Leuten – im Vergleich zu Harvard – oft gar nicht ansieht, welche Nerds sie sind und das sie es nicht raushängen lassen. Da die Uni praktisch keine Sportstipendien vergibt, gibt es auch nur ganz wenige Jocks, was sehr angenehm ist.

Damit einhergehend wird an der Uni im Vergleich zu anderen Colleges relativ wenig Alkohol getrunken oder geraucht. Drogen sind eher verpönt, die meisten Studenten verwirklichen sich tatsächlich auf akademischem Gebiet. Verglichen mit deutschen, aber auch amerikanischen Unis wird hier wirklich auffallend wenig getrunken oder geraucht.

Dies mag alles klischeehaft klingen, aber wer sich damit anfreunden kann, wird sich hier wie im Paradies fühlen.

Angenehm war darüber hinaus, daß die Arroganz, die mit herausragenden Leistungen oft einhergeht und an vielen Ostküstenunis (inklusive Harvard) eine regelrechte Pest ist, hier kaum auftritt.

Man ist sich seines Status bewußt. Wer hier landet, ist nicht zufällig da. Keiner muß sich oder anderen etwas beweisen. Auch das macht den im Hintergrund immer präsenten „UofC“-Spirit aus. Auf der anderen Seite gibt es bei einigen (vor allem undergraduate) Studenten einen versteckten Minderwertigkeitskomplex. Manche wurden von Harvard oder Yale abgelehnt und kamen nur deshalb an die University of Chicago. Eigentlich ist es unnötig, sich darüber Gedanken zu machen, aber dieses Trauma verfolgt hier doch einige und wird dann dadurch ausgeglichen, das man z.B. in Harvard zur summer-school geht.

Wie gesagt wird man deutsche Studenten (im Vergleich zu vielen Ostküstenunis) nur sehr vereinzelt antreffen, weil die University of Chicago in Deutschland nicht populär ist. Ich schätze deren gesamte Zahl auf dem Campus auf ca. 20, verglichen mit den etwa 3000 Chinesen, die es hier auch noch gibt, fallen die hier also gar nicht weiter auf. Auch ansonsten kommen die Studenten der UChicago aus allen Ländern der Welt. Auf Diversität wird großen Wert gelegt. Der Anteil der „international“ students ist sehr hoch. Dadurch ist die Atmosphäre in den Seminaren und den Wohnheimen generell sehr multikulturell geprägt, worauf auch von offizieller Seite sehr viel Wert gelegt wird. Von diesen international students kommt der überwiegende Teil aus dem asiatischen Raum. Europäer oder gar Deutsche finden sich unter den Kommilitonen nur sehr vereinzelt.

Im Vergleich zu den undergraduates, die sich keinem bestimmten Department zugehörig fühlen, sind die graduate students handverlesen. So bestand z.B. der ganze neue Jahrgang (!) der diesjährigen Psychologie-graduate-Studenten an der UChicago aus 10 Personen.

Und dabei handelte es sich fast schon um einen Zulassungsrekord.

Bei den amerikanischen College-Studenten legt die University of Chicago übrigens großen Wert auf eine voll abgerundete Liberal Arts und General Education. Man legt höchste Maßstäbe an: Jeder Student muß in jedem Quarter Kurse aus Sozialwissenschaften, Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften und – wenn er in den Einstufungstests versagt – auch Sport wählen. Selbst, wenn derjenige einzelne diesen Gebieten nichts abgewinnen kann. Auf diese Weise trifft man – aufgrund der hohen Ansprüche der UChicago – kaum einen fortgeschrittenen Studenten, der nicht Kant, Nietzsche, Durkheim, Marx, etc. im Original gelesen hat und sich dazu durchaus eine Meinung bilden kann. Dies ist für amerikanische Universitäten einzigartig. Auf eine breite kulturelle Bildung wird großen Wert gelegt.

Sehr angenehm ist auch, daß ich wirklich kaputte Typen, wie man sie an der FU bisweilen antrifft, hier noch nicht gesehen habe.

### 3.4. Das höhere amerikanische Bildungssystem und seine Besonderheiten

Ein großer Fehler ist, zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Bildungssystem zu viele Parallelen anzunehmen. Dieser Fehler wird ständig gemacht – von beiden Seiten, was zu mitunter fatalen Mißverständnissen führen kann. Je länger ich hier bin, desto mehr werden mir die riesigen Unterschiede die zwischen Systemen bestehen bewußt.

Potentielle Mißverständnisse sollen in diesem Abschnitt ausgeräumt werden.

Ein Hauptproblem ist anzunehmen, daß das College dem Grundstudium entspricht und der „Bachelor“-Abschluß dem deutschen Vordiplom.

Die Natur des Colleges war mir vor meinem Aufenthalt gar nicht so klar bewußt.

In Deutschland gibt es kein College. Punktum.

Das deutsche Grundstudium ist mit dem Studium im College nicht vergleichbar.

In Deutschland (und fast überall im restlichen Europa mit Ausnahme von England) geht es im Studium eigentlich quasi gleich mit dem los, was hier als „graduate school“ bekannt ist.

Das College dient in Amerika vor allem 3 Zwecken:

Zunächst sollen die größten Defizite ausgeglichen werden, welche die Studenten in ihrer Zeit in der High-school auf sozialer oder kognitiver Ebene ansammeln.

Die intellektuelle Anspruchslosigkeit des amerikanischen High-School-Wesens ist berühmt berüchtigt. Das Niveau entspricht keinesfalls dem eines deutschen Gymnasiums. Außerdem endet die High-school ein Jahr früher. Aber es ist auch kein Problem, in der High-school zahllose Klassen zu überspringen, ohne wirklich etwas zu verpassen. Das ist auch der Grund, warum es hier an der University of Chicago einige gibt, die mit 14 hier im College als Freshmen anfangen. Das wäre in Deutschland einfach nicht drin. Dementsprechend sind die Freshmen dann auch ausgebildet und brauchen ein College, um die größten Lücken zu stopfen, bzw. die eigentliche „Studierfähigkeit“ zu erlangen. Bevor man sich in der graduate school auf ein Fach konzentriert, welches man „wirklich“ studieren will. Nach eingehender Beobachtung und reiflicher Überlegung bin ich zum Schluß gekommen, daß das amerikanische College am ehesten mit der gymnasialen Oberstufe in Deutschland vergleichbar ist.

Zum einen sind die undergraduate-Kurse in etwa auf diesem Niveau, zum anderen gibt es sprichwörtliche Hauptfächer, die „majors“. Von diesen sollte man sich übrigens nicht einschüchtern lassen. Studenten können „multiple“-majors belegen. Und haben dann am Ende z.B. einen Abschluß in Linguistik, Physik und Biologie gleichzeitig. Dies ist jedoch keinesfalls mit dem Aufwand zu vergleichen, den man in Deutschland betreiben müßte, um diese Fächer parallel auf Diplom zu studieren. Im Prinzip hat jeder Student die Möglichkeit, in mehreren Fächern zu „majoren“. Es besteht wirklich kein Anlaß zur Sorge: Anfangs dachte ich, daß diese multiple-majors tatsächlich mit einem deutschen Doppel- oder gar Dreifach-Studium vergleichbar sind und war sehr beeindruckt und eingeschüchtert (Ich habe das in Deutschland selbst mal mit Psychologie und Physik parallel versucht – es war einfach zu viel). Es besteht also kein Grund, in Erfurcht zu erstarren (wie ich damals). Das ist keineswegs gerechtfertigt. Es handelt sich dabei tatsächlich eher um Hauptfächer im Sinne eines Abiturs. Oft gibt es nicht mal Abschlußarbeiten oder Abschlußprüfungen. Ich war sehr überrascht, als ich feststellte, wie viel im Vergleich dazu im deutschen Vordiplom verlangt wird. Um in einem Feld zu „majoren“ muß man insgesamt – je nach Fach - 10-15 Kurse for credit belegen. That's it. In den ganzen 4 Jahren. Dabei kann man locker 4 undergraduate-Kurse pro Quarter belegen. Wie man sieht: Dieses majoring ist relativ einfach möglich. Eine solide Schulung in Forschungsmethodik ist z.B. beim Psychologie-Major nicht vorgesehen. Was soll man dazu sagen? In Deutschland würde man dafür kein Vordiplom bekommen. Ein

undergraduate-Psychologie-Student studiert deshalb nicht nur Psychologie. Er majored in Psychologie. Und studiert noch alles mögliche nebenher.

Das sind nämlich die weiteren Funktionen des Colleges: Es geht nicht darum, ein spezialisiertes Fachwissen zu erwerben, es geht vor allem darum, eine möglichst breite Bildung und „Kultur“ vermittelt zu bekommen. Im College wird versucht, Studenten mit den verschiedensten Voraussetzungen auf ein gemeinsames Bildungsniveau zu bringen, um die Personen so für das weitere Studium oder Leben (es ist keineswegs selbstverständlich, vom College zur graduate school zu wechseln) fit zu machen. Dabei sollen sich die undergraduates in möglichst vielen verschiedenen Gebieten erproben und herausfinden, was sie mit ihrem Leben wirklich anstellen wollen. Dies ist auch der Grund, warum man sich erst im 2. oder 3. Studienjahr wirklich auf ein major festlegt. Zum Zeitpunkt ihres Abschlusses im College sind die Amis dann 21 oder 22 Jahre alt und können eine qualifizierte Entscheidung über ihren weiteren Lebensweg treffen.

Es geht also im College gar nicht um die Wissenschaftlichkeit an sich – es dient der Persönlichkeitsentwicklung, es geht darum, „to grow as a person“, „to learn about the world“. Die Uni bietet hunderte von institutionalisierten „extra-curricular“ activities an, welche diese Einstellung fördern und unterstützen. Dies ist auch bitter nötig, da viele hier mit 17 Jahren das College anfangen und in ihrem Leben noch nie etwas anderes gemacht haben, als zu lernen. Denen fehlt dann meist die Perspektive und Reflektion, welche sie sich im college erst erarbeiten. Der rein akademische Aspekt steht deshalb eher im Hintergrund. Dies ist auch der Grund, warum die undergraduates von den Profs, die sich vor allem für ihre Forschung interessieren nicht wirklich ernst genommen werden und warum man mit fast jedem beliebigen undergraduate-major jedes Fach an der graduate school studieren kann – dort geht es dann ohnehin noch mal von vorne los.

Die im College erworbene fachliche Expertise konnte sich noch in keinem mir bekannten Fall mit dem im Vordiplom erworbenen Wissen messen (Zumindest in Psychologie).

Die Systeme sind aber eigentlich wirklich unvergleichbar – denn die amerikanische graduate school ist dann wiederum sehr viel spezieller als dies das deutsche Hauptstudium ist. Vor dem Eintritt in die graduate school entscheidet man sich für ein spezielles Gebiet, z.B. „Sozialpsychologie“, oder „Entwicklungspsychologie“. Dies ist jedoch wiederum weniger weitaus weniger spezialisiert als dies eine deutsche Promotion ist. Jedoch schließt man auch die graduate school im Regelfall mit einem PhD ab.

Wie man sieht: Sehr viele Unterschiede, sehr wenige Parallelen zwischen den Systemen.

Nach eingehenden Absprachen mit US-Studenten und deutschen USA-Studenten hier noch einige zusammenfassende Punkte zur Charakterisierung des amerikanischen Bildungswesens im Vergleich zum Deutschen:

1. Deutschland hat im Vergleich zu den USA kein College. Ein solches nun quasi einzuführen (verbunden mit BA-Studiengängen) zeugt vom tiefen Unverständnis des amerikanischen Systems. Deutsche Unis sind Unis, keine Colleges.

2. Generell ist das System so aufgebaut, daß Profs Bücher schreiben, Grants beantragen und ein wenig lehren (im Vergleich zu Dtl. aber wirklich nur ein wenig), die Graduate students und Post-Docs die eigentliche Forschungsarbeit durchführen während die undergraduates vor allem an sich selbst arbeiten und die Eltern der undergraduates für das ganze bezahlen.

## 4 The University of Chicago

Meiner Meinung nach ist die University of Chicago „second to none“, was die akademische Exzellenz angeht. An keiner anderen mir bekannten US-Uni (inklusive Harvard) wird dermaßen rigoros die Generierung und Vermittlung von Wissen sowie das intellektuelle Interesse verfolgt und gefördert, wie an der University of Chicago. Sogar das „Teaching“, an den großen Forschungsunis wie eben auch der University of Chicago generell eher ein Stiefkind, kommt hier nicht zu kurz und wird durchaus ernstgenommen.

Soweit ich das (anhand von eigener Erfahrung und Gesprächen) beurteilen kann, sind fast alle Departments – außer z.B. computer science – in ihrem Feld spitze.

Um so verwunderlicher ist es, daß die University of Chicago im öffentlichen Bewußtsein nicht besser bekannt ist. Unzweifelhaft handelt es sich bei der University of Chicago um das versteckte Juwel des amerikanischen Universitätssystems.

Wem akademische Meriten wichtiger sind als Reputation und „name recognition“, für den ist die University of Chicago – zumindest unter den Unis die im FU-Programm zur Auswahl stehen – definitiv der „place to be“.

Rankings kann man dann auch getrost vergessen. In diese geht nämlich Reputation und name recognition sehr wohl ein, weshalb die University of Chicago in letzter Zeit oft abgeschlagen auf einem Rang von 10 oder drunter landete, was deren akademische Leistungsfähigkeit überhaupt nicht reflektiert.

Dies tut aber dem „Uof-Spirit“ keinen Abbruch. Die University of Chicago ist eine sehr selbstbewußte, private Institution. Mit mittlerweile 72 Nobelpreisträgern, die mit der University of Chicago assoziiert sind und der hochqualitativen Forschung, die hier bereits hervorgegangen ist, bzw. der hochqualitativen Lehre die hier betrieben wird, ist eine solche Haltung durchaus nachvollziehbar. Auch die Alumni der Universität sind beeindruckend und



zählen unter anderem Carl Sagan, Kurt Vonnegut, Edwin Hubble und John Ashcroft zu ihren Reihen.

Der Campus selbst ist (siehe Foto) der schönste, den ich bisher an einer amerikanischen Universität gesehen habe und (leider) ebenfalls kein Vergleich mit der FU.

Die Uni ist zwar erst knapp über 100 Jahre alt, wurde aber damals im Oxford-Stil erbaut (von Rockefeller gesponsert) und sieht daher aus, wie aus dem späten Mittelalter. Sehr nett.

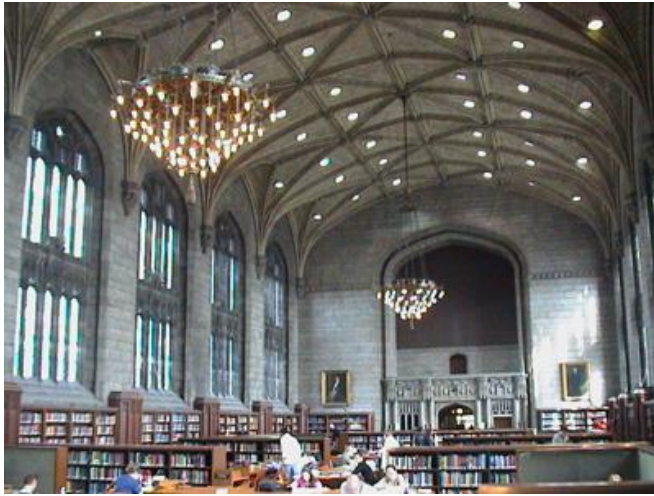
Außerdem gehört die Uni zum teuersten, was man sich an Bildung

in den USA leisten kann, was sich in einer hervorragenden personellen und materiellen Ausstattung niederschlägt. Zudem hat die Uni momentan Rücklagen von über 4 Mrd. \$.

#### 4.1. Die Bibliothek

Die Bibliotheken der University of Chicago sind ein Traum. Die Räume sind toll eingerichtet und ausgestattet, die Öffnungszeiten sind fantastisch und der Bestand ist sogar für die Maßstäbe des verwöhnten FU-Nutzers überwältigend groß. Alle wesentlichen Journals und Bücher sind entweder im Bestand vorhanden oder per Internet zugänglich. Sehr vorbildlich.

In Zeiten in denen an der FU aus Kostengründen sogar Datenbanken wie Psycinfo abgeschafft werden, findet sich an der University of Chicago einfach alles. So gut wie jede wichtige Zeitschrift ist elektronisch im Volltext abrufbar, was die Beschaffung von Artikeln enorm vereinfacht. In den Monaten seit ich hier bin habe ich davon exzessiv gebraucht gemacht und mir in einem Quarter mehr Artikel besorgt und gelesen, als in einem Jahr an der FU. Die Tatsache, daß wissenschaftliches Arbeiten so problemlos wie möglich gemacht wird, beflügelt die eigene Motivation ungemein. Dazu gehört auch, daß



Die naturwissenschaftlichen Bibliotheken (vor allem die „Crerar“) sind 24 Stunden am Tag und 7 Tage in der Woche geöffnet. Auch die anderen beiden großen Libraries (Regenstein und Harper) sind von früh bis spät geöffnet, wenn auch nicht rund um die Uhr. Allerdings sind sie an Weihnachten abends geschlossen. Dumm, wenn man dann in der Kälte draußen davor steht. Momentan sind Pläne in der Vorbereitung, alle Bibliotheken 24 Stunden täglich zu öffnen.

In Harper finden sich vor allem ältere Werke, in Crerar alles naturwissenschaftliche und in Regenstein ist der ganze Rest. Darüber hinaus gibt es noch eine Reihe von Spezialbibliotheken. Crerar und Regenstein sind neuer und verfügen über zahlreiche Computerterminals mit Internetanschluß.

Auch ansonsten sind die Angestellten nett und zuvorkommend. Generell ist das ganze von einer Atmosphäre des Vertrauens geprägt. Es ist wirklich ein akademisches Paradies. Als ich z.B. für einen Artikel über die deutsche Psychologie im frühen 19. Jahrhundert recherchieren wollte, habe ich unglaubliche Dinge erlebt: Nicht nur, daß die alle Bücher wirklich da hatten – sie haben mir auch alle benötigten (10 Stück) gleich mitgegeben. Die konnte ich praktisch unbegrenzt lange ausleihen. Als einfacher Student. Ein ähnlicher Vorgang ist an der FU in dieser Form undenkbar – wie ich aus eigener leidvoller Erfahrung weiß. Diese Bücher aus der Gründungszeit der modernen Psychologie werden auf dem freien Markt praktisch mit Gold aufgewiegt. Ich kann immer noch nicht glauben, daß die mir die einfach so mitgegeben haben. Eines davon wurde übrigens das letzte Mal 1936 ausgeliehen! Ein anderes trägt vorne drin den Stempel von Rudolf Carnap, der das Buch der Uni damals geschenkt hat, als er da war. Carnap! Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.

Wie dieses Beispiel illustriert, wird auf diese Weise eine wirklich hervorragende und motivierende Arbeitsatmosphäre geschaffen.

## 4.2. Aktivitäten

Auch außercurriculare Aktivitäten werden an der University of Chicago im großen Stil betrieben. Man kann sich an allen möglichen dieser – institutionalisierten – Aktivitäten, wie z.B. „model-UN“, „mock-trial“, „student council“, etc. beteiligen. Darüber hinaus gibt es sehr viele Möglichkeiten, sich sportlich zu verwirklichen – von welchen ich natürlich keinen Gebrauch gemacht habe. ;)

Abgerundet wird das Bild von zahllosen „student organizations“, die ständig irgendwelche events organisieren und sich auf der Basis eines gemeinsamen Interesses zusammengeschlossen haben. Für die Organisation von Parties sind schließlich die – weniger zahlreichen – fraternities und sororities zuständig.

Der Vorteil an all diesen Aktivitäten ist, daß sie formal organisiert sind. Auf diese Weise kann man klar dokumentieren, welche Interessen man aktiv verfolgt hat, was z.B. bei einer Bewerbung für eine gute law-school ausschlaggebend sein kann.

Ich kann nur empfehlen, die vielfältigen Möglichkeiten zu nutzen, die sich hier ergeben. Ich fürchte, ich habe die akademische Seite ein wenig übertrieben. What a shame.

## 4.3. Der UofC-Spirit

Hier nur ganz kurz noch was spezielles zum UofC-Spirit. Dieser klingt auch in den anderen Abschnitten immer wieder an, weshalb ich mich hier kurz fassen möchte. Allerdings konnte ich mir eine eigene Sektion dafür nicht verkneifen, da er das Denken hier so stark prägt.

Der UofC-Spirit ist schwer zu definieren. Es handelt sich dabei um eine Geisteshaltung. Am ehesten gehört ein neugieriges, jedoch kritisches und waches nachdenken über sich und die Welt dazu. Dabei bleibt immer im Bewußtsein, daß diese Geisteshaltung an dieser Uni besonders gepflegt wird und man damit bisher ganz gut gefahren ist.

Diese Haltung wird am besten in einem Satz wiedergespiegelt, den einer meiner Profs bereits in der ersten Lehrveranstaltung an den Mann gebracht hat. Er sagte: „It is very easy to get into the bad habit of believing what other people write in their papers - but we will change that.“

I love it!

Die Atmosphäre an der Uni ist wirklich sehr kritisch. Bei den regelmäßig stattfindenden Vorträgen kann der Referent davon ausgehen, von der Kritik der Faculty in der Luft zerrissen zu werden. Ganz egal, wie gut seine Forschung sein mag. Das gehört hier schon zur Tradition und zum guten Ton. Eine sehr gute Schule des Denkens.

## 4.4. Psychologie and der UofC

Dieser Abschnitt richtet sich vor allem an Psychologiestudenten wie mich selbst, die im Rahmen des FU-Direktaustausches an der University of Chicago studieren wollen.

Dies ist notwendig, da man naiverweise annehmen könnte, das die Ausbildung in Psychologie in den USA und Deutschland ungefähr vergleichbar ist.

Sie ist es nicht! Eine staatlich „geprüfte“ Diplomprüfungsordnung mit einem konsensuellen Fächerkanon gibt es nicht. Das ist auch der Grund, warum sich Unis wie die University of Chicago die ganzen angewandten Fächer gespart haben (aber auch Harvard, Stanford, Princeton und Yale). Nochmal im Klartext: Eine angewandte Psychologie existiert an der University of Chicago NICHT.

Keines der Fächer welche im Diplomstudiengang Psychologie im Hauptstudium gelehrt werden (Arbeitspsychologie, Klinische Psychologie, Pädagogische Psychologie) ist an der University of Chicago vorhanden. Nicht mal mit einer einzigen Person.

Demgegenüber ist das Department weltweit first-rate was psychologisch/biologische Grundlagenforschung angeht. Vor allem hinsichtlich Wahrnehmungspsychologie, Entwicklungspsychologie und Sozialpsychologie. Auch diese Fächer sind sehr neurowissenschaftlich ausgerichtet. Die ganze Ausbildung konzentriert sich hier auf das Hervorbringen von Wissenschaftlern in diesen Gebieten. Die deutsche Diplomprüfungsordnung Psychologie mapped NICHT auf amerikanische Unis. Es gibt auch amerikanische Unis, an denen die Grundlagenfächer völlig fehlen. Das Angebot unterscheidet sich von Universität zu Universität dramatisch.

Ich kann also nur empfehlen, sich über die konkreten Angebote der jeweiligen Universität gut zu informieren, bevor man eine Entscheidung fällt. Das Angebot der University of Chicago ist fine with me, weil biopsychologische Grundlagenforschung genau das ist, was ich machen will. Aber ich könnte mir vorstellen, daß dieser Umstand die meisten Psychologen eher abschrecken könnte. Sollte jemand sich wirklich in einem der oben genannten Anwendungsfächer spezialisiert haben und will hier seine Kenntnisse weiter vertiefen, kann ich von einem Aufenthalt an der University of Chicago leider nur abraten.

„Kritische“ Psychologie sensu Holzkamp gibt es hier übrigens auch nicht, thank god for that. Sollte jemand aber an biopsychologischer Grundlagenforschung und cognitive neuroscience Interesse haben, sollte er die University of Chicago testen. Die Faculty an der University of Chicago ist wirklich amazing. Hier ist man an der vordersten Forschungsfront mit dabei.

Auch die Labors sind absolut faszinierend ausgestattet und produzieren herausragende Forschungsergebnisse. So manches ist hier geradezu Nobelpreisverdächtig. Die Mittel dazu sind anscheinend da. Die Labors verfeuern zumindest in meinem Fachgebiet in einer Woche mehr Cash, als an der FU in den entsprechenden Labors in einem Jahr. Da kommt dann auch was dabei raus... die Psychologie an der UofC verfügt über Labors, um praktisch alles zu machen, was in der psychologischen Forschung üblich ist. Inklusive fMRI und Elektrophysiologie. TMS fehlt zwar noch, kommt wohl aber auch bald, sobald jemand dafür einen echten Bedarf für seine Forschung hat.

Die Labors sind übrigens generell auch sehr international besetzt. In dem Labor, in dem ich arbeite, sind bei einem Personal von 9 Personen 7 verschiedene Nationalitäten vertreten: 3 Europäer, 3 Asiaten und 3 Amerikaner.

Ich kann übrigens nur empfehlen zu versuchen, einen Job bei einem Prof in dessen Labor anzunehmen. Auf die Weise erhält man ein eigenes Büro, einen Schreibtisch, zusätzliches Geld, sowie einen Schlüssel zum Gebäude mit dem man auch am Abend, Wochenende und in den Ferien reinkommen kann.

Leider sind diese Jobs sehr begehrt, weshalb man über die normalen Kenntnisse hinaus schon einiges an Forschungserfahrung mitbringen sollte, um sich für eine dieser Stellen zu qualifizieren.

## 5 Chicago

Ebenso wie die UofC selbst, ist Chicago das unterschätzte Juwel der USA. Keine Ahnung, warum dem so ist. Die Stadt hat ungefähr die Einwohnerzahl Berlins und ist relativ flächig. Vor allem architektonisch hat sie einiges zu bieten. Auch der kulturell interessierte kommt durch zahlreiche Museen und Ausstellungen auf seine Kosten.

Chicago gilt als die Metropole des mittleren Westens, vielleicht sind die Einwohner deshalb so freundlich und zuvorkommend. Es herrscht wirklich ein sehr lockerer Lebensstil und Umgang, dem ich einiges abgewinnen kann.

Von den amerikanischen Städten die ich bisher näher kennengelernt habe (Boston, New York und Chicago) würde ich in jedem Fall Chicago für einen dauerhaften Aufenthalt bevorzugen und könnte mir auch vorstellen, dauerhaft hier zu leben.

Strukturell ist Chicago eine Art soziologisches Experiment: Der reiche Nordteil der Stadt wird vor allem von Weißen bewohnt, der arme Südteil von Schwarzen. Verdeckter Rassismus ist



durchaus ein Problem und wird von den Verantwortlichen thematisiert.

Chicago wird von Europäern meist unterschätzt – vor allem im Vergleich zu Los Angeles, Boston oder New York. Dies ist sicherlich größtenteils der etwas entlegenden mittelwestlichen Lage geschuldet. Lässt man sich jedoch auf Chicago ein, wird man sich vielleicht in die Stadt verlieben.

Auch sonst ist alles geboten und vorhanden, was man sich von einer Großstadt dieser Größe erwartet.

Die Uni selbst liegt im Südosten der Stadt – im Stadtteil „Hyde Park“,

einer multikulturellen Insel der Seligen, einer sogenannten „integrated neighborhood“, in der die Ordnung durch ein massives Polizeiaufgebot aufrechterhalten wird und die praktisch von armen Ghettos umgeben ist. Dazu mehr im Kapitel „Sicherheit“.

Mit Bus und Bahn ist das Stadtzentrum innerhalb von 20-30 Minuten vom Campus aus zu erreichen. Für die meisten Zwecke ist das nahe genug. Zwar ist Hyde Park also nicht so isoliert wie es scheint, es ist jedoch dennoch nicht allzu empfehlenswert herzukommen, wenn man zu Depressionen oder Paranoia neigt. Hyde Park ist eben doch eine kleine Insel, die man im Alltag eher selten verläßt wenn man dem Studium eine hohe Priorität einräumt.

## 6 Die Amis

Der Titel dieses Abschnitts mag etwas merkwürdig klingen, der Zweck dieses Abschnitts ist aber, potentielle Fallstricke in der zwischenmenschlichen Interaktion anzudeuten, damit diese vermieden werden können.

### 6.1. Religion

Vor allem wenn man tatsächlich in einem Wohnheim wohnen möchte (aber auch sonst), sollte man sich auf ein Phänomen einstellen, welches mir völlig unerwartet begegnete und fast allgegenwärtig war: Viele Menschen aller möglichen Religionen (inklusive Christen, Juden und Moslems) vertreten offen und durchaus ungefragt Positionen, die in man in dieser Extremität in Deutschland nur noch sehr selten und an Universitäten so gut wie gar nicht antrifft. Ohne Bedenken beruft man sich in Argumentationen auf bestimmte Bibelstellen, den „Willen Gottes“ und ähnliche Dinge, wie man sie nur von Fundamentalisten kennt.

Die Mehrheit der Studenten besucht die jeweiligen Gottesdienste regelmäßig und auch der Besuch von studentischen Bibelkreisen ist nicht selten.

Ich kann nur jedem empfehlen, diese Glaubensäußerungen zu respektieren, wenn man nicht unnötigen Ärger provozieren will, selbst wenn es nicht in das eigene, abgeklärte Weltbild passen mag. Generell scheint die Religion in den USA eine riesige Rolle zu spielen – was als völlig normal anerkannt wird.

Man kann sich hier wohl kaum schneller Feinde machen, als bei dem Versuch, den Glauben anderer lächerlich zu machen oder in Frage zu stellen.

Kritik sollte man für sich behalten – auch wenn einem der Kontrast zwischen der Fähigkeit zur scharfsinnigen wissenschaftliche Analyse und der unhinterfragten Äußerung extremer Glaubenssätze in ein und derselben Person noch so merkwürdig erscheinen mag.

Es ist geradezu unglaublich, welche Rolle hier die Religion im alltäglichen Leben spielt. Fast jeder glaubt an Gott – nicht nur in einem religiösen Sinn, sondern auch an konkrete Handlungsanweisungen, die sich daraus ableiten. In meinem Wohnheim gab es z.B. einige Anhänger der „no sex until marriage“-Bewegung. Aus religiösen Gründen. Ernsthaft muß man sich oft genug damit auseinandersetzen, inwiefern eine konkrete Handlung Gottes Wille sein kann oder nicht. Da deutsche Studenten statistisch gesehen am ehesten zum Atheismus tendieren, setze ich mal voraus das sich hier enormes Konfliktpotential ergeben könnte.

Deshalb ist Toleranz in diesem Fall Trumpf. Egal welcher Religion man selbst angehören mag.

### 6.2. Akademischer Status

Es ist erstaunlich, wie viel hier der offizielle akademische Status ausmacht. Eine der ersten Fragen, die einem beim Gespräch mit einem anderen (fremden) Studenten oder Profs gestellt werden wird, ist entweder: „What year are you?“ (wenn das gegenüber davon ausgeht, das man ein undergraduate ist) oder „Are you a graduate student?“. Offenbar benötigen sie diese Information, um einschätzen zu können, was sie zu erwarten haben. Da beide Fragen für Austauschstudenten eigentlich nicht angemessen sind, fällt die Antwort nicht leicht. Man kann sich auf längere Erläuterungen einstellen, z.B. das man ein foreign exchange student ist und das man deshalb weder ein „year“ hat, noch einer Klasse der beiden Klassen zugehören würde, aber der eigene Stande am ehesten ... entspricht. Nicht empfehlen kann ich, sich als undergraduate zu identifizieren. Das habe ich zwar selbst nicht gemacht, aber oft genug beobachtet. Es ist wirklich sehr erstaunlich, wie schnell man den Respekt und das Interesse aus dem Gesicht des Gesprächspartners weichen sehen kann, wenn diesem offenbart war, daß man der Klasse der akademische Parias – der Undergraduates angehört.

Dieser Mangel an Respekt und Interesse hat durchaus seine Gründe (siehe oben zum amerikanischen Bildungswesen). Man sollte sich dennoch nicht auf etwas festnageln lassen, was man nach amerikanischer Klassifikation juristisch gesehen definitiv nicht ist, nämlich ein graduate student. Es ist in diesem Kontext hilfreich, die Inkompatibilität des amerikanischen und deutschen Systems zu erklären, um Mißverständnissen vorzubeugen.

Man wird nichts daran ändern können, das undergraduates nicht ernstgenommen werden, da dies offenbar sehr fest im amerikanischen Denken verankert ist. Man muß also damit irgendwie zurechtkommen.

Bei allen nicht-offiziellen, nicht-administrativen Stellen sollte man übrigens auch den offiziellen Titel „undergraduate student at large“ zur Selbstbeschreibung vermeiden. Die meisten (auch Dozenten) wissen entweder sowieso nicht, was das sein soll, oder machen sich darüber lustig, da „at large“ wörtlich so viel bedeutet, wie „auf der Flucht“. Die Kombination undergraduate student at large ist noch schlimmer (es gibt auch graduate students at large). Die entsprechenden Amis, die diesen Titel offiziell nutzen müssen, weil sie sonst kein college besuchen können, sind entweder schwer retardiert oder alleinerziehende Mütter mit 5 Kindern, die der Uni nur wenig Zeit einräumen können. Im Prinzip handelt es sich um einen Status für Personen, die sich noch nicht sicher sind, ob sie ein Studium bewältigen können. Das ist beim lachhaften Niveau des colleges natürlich nicht so passend für den Austauschstudenten.

Am besten sagt man wirklich immer: Foreign-exchange-student. That´s the ticket. Auch nicht mehr sagen. Dann kommt nämlich meist die Frage: „Woher denn?“ und man kann gleich fachlich ins Gespräch kommen, weil man anbringen kann, wo man mit wem gearbeitet hat und wird meist nicht mehr gefragt, für wen man denn eigentlich ausgetauscht wird.

Die Konkurrenz an der University of Chicago ist hart genug - man sollte sich nicht noch zusätzlich durch unnötige und künstliche Statureinbussen künstlich selbst runterziehen.

### 6.3. Geschichte

Als Deutscher wird man hier wohl unweigerlich immer wieder auf den 2. Weltkrieg und die Nazis angesprochen werden (siehe oben). Konkrete Handlungsanweisungen gibt es hierbei keine. Am besten stellt man sich auf diese Diskussionen ein und äußerst möglichst moderate, faktenbasierte Statements. Dabei sollte man sich an evtl. vorhandenen Wissenslücken auf Seiten der Amerikaner nicht stören - Hollywood hatte hier wohl einen gewaltigen Einfluß.

### 6.4. Einladungen und Verabredungen

Eigentlich braucht man es nicht extra erwähnen, weil es ohnehin fast schon ein Klischee ist: Nur der Vollständigkeit halber: Wenn man nicht enttäuscht werden will, sollte man beiläufige Einladungen der Amis nicht als verbindlich ansehen. Man blamiert sich dabei nur, wenn man später darauf zurückkommt und diese einfordert.

Wenn man denn schon mit einer Gruppe weggehen will, sollte man möglichst zeitnah planen, d.h. Dinge die man in einigen Wochen vorhat, werden wohl kaum je realisiert werden können. Außerdem sollte man in der Durchsetzung der Planungen hartnäckig sein, d.h. z.B. Tickets für Kinoveranstaltungen bereits vorbestellen und das Geld dann auch schon vorher einsammeln, damit die Amis die Notwendigkeit der Durchsetzung der Unternehmung einsehen und ihnen nicht noch kurzfristig etwas anderes einfällt, was sie dringender machen wollen.

## **7 Der 11.09.2001 und seine Folgen**

Natürlich darf aufgrund der Dramatik der Ereignisse und aufgrund der Tatsache, daß ich am 15.09.2001 in die USA einreiste ein Kapitel dazu nicht fehlen.

Nach dem der erste Schock überwunden war, waren die Auswirkungen auf das Alltagsleben (im Vergleich zu meinen früheren USA-Aufenthalten) erstaunlich gering.

Das einzige, was einen jetzt – nach einigen Monaten überhaupt noch daran erinnert, ist die nach wie vor riesige Medienpräsenz dieses Themas, sowie die „God bless America“ or „United we stand“-Schilder, die mittlerweile entlang einiger Highways aufgestellt wurden.

Auf den Alltag des durchschnittlichen Amis ergaben sich jedoch so gut wie keine langfristigen Auswirkungen.

Dies gilt insbesondere für den Universitäts-Kontext: Die Undergraduates im College ließen sich davon in ihrer Party auch nicht stören (ich frage mich, ob sie verstanden haben, worum es geht) und graduate students, Post-Docs und Profs sind dazu viel zu beschäftigt.

Die größten Auswirkungen blieben auf den Gebieten Post und Reisen sichtbar. Zum Beispiel trugen die Mitarbeiter in der Post aus naheliegenden Gründen für einige Zeit Masken und Handschuhe beim sortieren und entgegennehmen von Briefen. Außerdem wurden die Sicherheitsstandards an Flughäfen stark erhöht – auch wenn die eher laschen amerikanischen Standards damit noch nicht das strenge deutsche Niveau vor dem 11.09. erreichen.

Erstaunlich ist, daß das Thema noch nicht mal großartig diskutiert wurde. Kriegspanik oder ähnliches kam überhaupt nicht auf.

Der 11.09. hat also zumindest in den USA nicht alles für immer verändert.

Die Hauptauswirkungen auf mich persönlich ergaben sich durch die Tatsache, daß ich eigentlich schon am 13.09. einreisen wollte (was natürlich gecancelt wurde) und ich am 15.09. erst nach einem über 24-stündigen Gewaltakt (über Atlanta) in Chicago ankam.

Die Lehre aus dieser Geschichte: Lieber schon ein paar Wochen vorher nach Chicago kommen, um am Ende nicht zu spät zum Beginn der Vorlesungen kommen. Wer weiß, ob sich so was nicht wiederholt.

Für ausländische Studenten könnte das ganze aber in naher Zukunft ohnehin noch ein Nachspiel haben. So konnte man sich in der Vergangenheit alles mögliche erlauben (Arbeiten mit dem Touristenvisum, Überziehen des Visums, etc.), was ich in Zukunft keinem mehr empfehlen würde, da dies nun alles kontrolliert wird – und man wahrscheinlich sofort abgeschoben wird. Es kommen hier immer wieder Emails von der Uni speziell an Austauschstudenten, die einen darauf hinweisen, das man z.B. nicht mehr willkürlich innerhalb der USA umziehen kann ohne das der INS mitzuteilen. Diese Policy gab es zwar schon vorher, diese wurde aber nicht enforced. Jetzt schon.

Ähnlich ist es mit Aufenthalten in Deutschland. So riet die Uni-Leitung stark davon ab, nach Weihnachten nach Hause zu fliegen, da man nicht garantieren konnte, wieder eingelassen zu werden, wenn sich weitere Anschläge ereignen sollten – Visum hin oder her.

Zusammenfassend kann man also sagen, daß sich für die Amis selbst wenig verändert hat. Ausländer und ausländische Studenten werden aber von staatlichen Stellen seither wesentlich argwöhnischer beobachtet und kontrolliert, als vorher. Man sollte sich hier besser überhaupt nichts zuschulden lassen kommen, da die staatliche Toleranz gegenüber ausländischen Studenten nunmehr auf Null gesunken ist.

## 8 Sicherheit

Ein großes Thema ist an der University of Chicago die Sicherheitslage. Diese ist wohl sogar einer der Hauptgründe, warum sich nicht mehr Studenten für die University of Chicago entscheiden.

Hyde Park – der Bezirk, in dem sich die Universität befindet, scheint zwar selbst aufgrund der hohen Polizeipräsenz recht friedlich zu sein, ist aber rundum umgeben von Ghettos, Polizeibezirken, welche die höchsten Kriminalitätsraten in Chicago und sogar in den USA aufweisen. Hyde Park selbst nimmt in der Verbrechenstatistik nur deshalb einen moderaten Rang ein, weil die Universität dafür sorgt. Die University of Chicago ist sich ihres Images-Problems in dieser Hinsicht bewußt und unterhält deshalb eine der größten privaten Police-



Forces in den USA. Deren Präsenz ist wirklich allgegenwärtig: Aktiviert man eine der mittlerweile 300 Notrufsäulen auf dem Campusgelände, so garantiert die Polizei, daß sie rund um die Uhr binnen 1-3 Minuten mit Einsatzkräften vor Ort ist.

Daneben sind auch die Bewohner sehr sicherheitsbewußt. Nach Einbruch der Dunkelheit verläßt man das Haus eigentlich nur noch in Gruppen. Viele Studenten tragen die Trillerpfeifen, die einem zu

Beginn des Aufenthaltes in der Orientierungswoche ausgehändigt werden: Werden sie benutzt, wird in der Umgebung sofort die Polizei alarmiert.

Zwar bin ich selbst bisher nicht Opfer eines Gewaltverbrechens geworden, weshalb man die obigen Aussagen für übertrieben halten könnte, jedoch wurden während meines Aufenthalts durchaus einige meiner Kommilitonen Opfer von Überfällen – teilweise direkt vor dem Wohnheim. Fast immer nachts.

Abschließend noch ein weiteres Phänomen, welches ich bemerkenswert finde: Das sogenannte „Con-Game“. Da die Polizei auf dem Campus wirklich überall ist (was Gewaltverbrechen sehr erschwert), die reichen College-Kids aber für Kriminelle ein zu verlockendes Ziel abgeben, trifft man auf den Straßen viele „Con-Artists“.

Diese arbeiten manchmal in Teams, manchmal allein. Jedesmal haben sie für den naiven Passanten immer eine herzerreisende Story auf Lager die immer darauf hinausläuft, das sie von einem Geld haben oder borgen möchten. Oft sind diese Geschichten sehr raffiniert ausgedacht, d.h. arglose Studenten können darauf durchaus auch reinfallen.

Die traurige Wahrheit ist deshalb: Man sollte in Chicago nie einem Fremden Geld geben, egal von welchen Notfällen er berichtet oder weshalb er es nur kurz braucht. Man wird es nie wiedersehen. „Nächstenliebe“ wird hier leider nicht belohnt.

Diese Erkenntnis hat mich gleich zu Beginn persönlich 60\$ gekostet und wie ich hörte, bin ich da im Vergleich zu anderen noch billig davongekommen... so was aber auch.

## 9 Orientation

Vor Beginn der Lehrveranstaltungen im Autumn-Quarter (diese fangen meist in der letzten Septemberwoche an), findet die sogenannte „orientation-week“ statt.

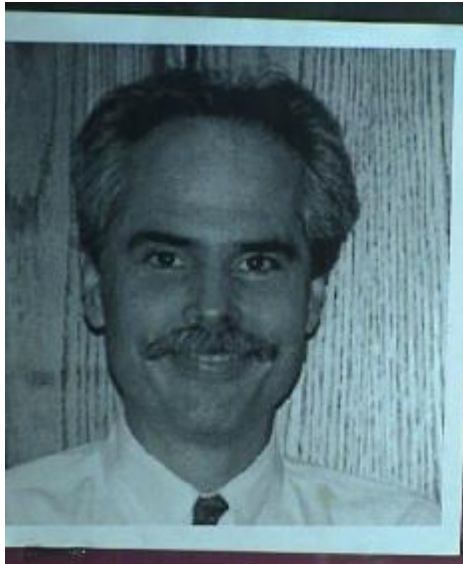
In dieser finden die Einführungsveranstaltungen für die neuen Studenten und sogenannte „Placement“-Tests statt. Diese Einstufungstests sind für Austauschstudenten nicht relevant, aber für die regulären undergraduate freshmen obligatorisch. Auf diese Weise werden Defizite festgestellt und Studenten müssen evtl. bestimmte Klassen zwangsweise belegen, z.B. Mathematik oder Sportveranstaltungen, da an der University of Chicago explizit großen Wert auf eine abgerundete und ausgewogene akademische Grundausbildung gelegt wird.

Auch ansonsten sollte man sich in der orientation-week über nichts wundern. Es ist bemerkenswert, wie sehr sich die Universität bemüht, alle potentiell relevanten Themen bereits im Vorfeld anzusprechen. Es gibt organisierte Einführungsveranstaltungen zu fast allem, bis hin zu Themen wie „Sex and Respect on campus“. Die Universität versteht sich als sehr serviceorientierten Dienstleistungsbetrieb, der seine Kunden und von diesen vor allem die freshmen nicht orientierungslos auf die Uni loslassen will.

Abgebrühte Berliner Studenten, die aus dem Dschungel der FU kommen, finden diese fürsorgliche Rundumversorgung sicherlich sehr witzig. Es gibt für fast alle Anliegen ein zuständiges Büro oder einen advisor. Diese Dienste kann man natürlich auch selbst in Anspruch nehmen, wozu ich aber bisher noch keinen Anlaß hatte.

## 10 Das FU-Programm

Als Austauschstudent der FU ist der Hauptansprechpartner an der Uni Francisco Santamarina, der das Austauschprogramm mit der FU (und anderen Unis) offiziell betreut.



Francisco (siehe Bild) ist sehr nett, witzig, höflich, sehr dynamischen und zugänglich. Er bemüht sich meist redlich, den Anliegen der Studenten gerecht zu werden. Außerdem ist er aalglatt. Ich frage mich, ob es jemals einen Studenten gegeben hat, der von ihm etwas schriftlich oder verbindlich bekommen hat. Leider ist er fast immer sehr beschäftigt und kann nicht viel machen, wenn es „University-Policies“ gibt, die gegen das eigene Anliegen sprechen.

In Bezug auf die Austauschstudenten ist leider mit eine der Hauptaufgaben von Francisco, den Leuten schonend beizubringen, was sie mit ihrem Status als „student-at-large“ alles nicht dürfen. Das ist nämlich im Gegensatz zu anderslautenden Informationen des Auslandsamtes nicht nur ein bloßes Label, sondern hat konkrete Auswirkungen auf das konkrete Studieren an der University of Chicago.

Einige Beispiele:

**-Kursregistrierung:** Während sich die US-Studenten generell vor dem Beginn des Quarters (elektronisch) für ihre Kurse registrieren, ist dies allen Studenten mit dem Status student-at-large nicht gestattet. Diese registrieren sich alle eine Woche nach Beginn des Quarters. Wenn der Kurs bis dahin offiziell voll oder geschlossen sein sollte, hat man eben Pech gehabt. Nichts zu machen.

**-Kurseinschreibung:** Ähnliches gilt für das konkrete Einschreiben in einen Kurs. Dies erfolgt dadurch, das man nach der oben erwähnten Woche mit einem (rosa) Formular geht und dieses vom Prof unterschreiben läßt. Der kann dies auch ohne weiteres und ohne Begründung verweigern. Dann kann man nicht an dem Kurs teilnehmen. Auch hier ist wiederum nichts zu machen, das muß man akzeptieren. Kommt nicht oft vor, kann aber vorkommen.

**-Degree:** Als student-at-large ist es wirklich UNMÖGLICH, einen Degree zu erwerben. Weder Bachelor, noch Master. Wer also die Idee hat, auf diese Weise billig an einen Master zu kommen kann das hier gleich vergessen. Es geht partout nicht. Da wird von Seiten der Uni auch nicht verhandelt. Nachfragen in diese Richtung sind ausdrücklich unerwünscht und ein großes No-No. Ich mache dies hier so explizit deutlich, weil die Austauschprogramme der FU zwar offiziell alle „no-degree“ sind, in der Praxis aber meist durchaus ein Verhandlungsspielraum besteht (wie z.B. in Vanderbilt, oder an der UPenn), dann doch einen Bachelor oder Master machen zu können. Dem ist hier jedoch nicht so. Es gibt mit diesem Status keinerlei Verhandlungsspielraum, da die Einstufung gar nicht aufgrund akademischer Leistung erfolgt, sondern auf administrative Gründe zurückgeht, d.h. man wird dem college zugeordnet, weil dieses seit einigen Jahren den Aufenthalt bezahlt.

**-Zahl der Kurse:** Als student at large darf man nur 3 Kurse „for-credit“ nehmen. Alles andere, was man sonst auch noch macht wird nicht angerechnet. Das ist vor allem dann prekär, wenn man in einem der Kurse, in dem man offiziell eingeschrieben ist nicht so gut abschneidet und man in einem der „zusätzlichen“ Veranstaltungen besser ist. Kann man nix machen. Den Kurs kann man auch nicht mehr „dropen“, da man nur 3 wählen kann und am Ende mindestens 3 vorweisen muß (die meisten Studenten hier schreiben sich für 4 ein und „dropen“ dann im Verlauf des Quarters den schlechtesten, d.h. dieser erscheint dann nicht auf dem Zeugnis). Man kann also gegen schlechte Noten auf den Transcripts nichts machen.

**-Anerkennung von Kursleistungen:** Hierbei handelt es sich um ein Spezialproblem, welches erst vor kurzem unerwartet aufgetaucht ist. Das ganze hat folgende Bewandnis: Ich habe natürlich nur graduate-Kurse belegt und in diesen auch keine großen Probleme gehabt. Einige dieser Kurse waren Veranstaltungen, die sowohl für undergraduates als auch für graduates gedacht sind. Allerdings gibt es unterschiedliche Anforderungen an beide, d.h. man muß extra Sitzungen belegen und zusätzliche Hausarbeiten schreiben, wenn man die Klasse auf graduate Niveau belegt. Auf undergraduate Niveau ist das alles etwas entzerrter und die Benotung lockerer. Allerdings wird dann auch unterschiedlich abgerechnet, d.h. die Leute die das undergraduate-Niveau belegen, haben eine andere Kursnummer auf dem Transcript, als die Leute die das auf graduate-Niveau belegen. Jedenfalls habe ich diese Kurse auf graduate Niveau belegt (in Absprache mit dem jeweiligen Prof) und auch die ganzen Zusatzarbeiten gemacht. Auch registriert hatte ich mich für die Kurse unter der „graduate“-Nummer. Zu meiner Überraschung mußte ich hinterher feststellen, daß mir aber nur die undergraduate-Nummer angerechnet wurde. Nach Nachfrage bei Francisco und beim Registrationsbüro aufgrund meines Status. Francisco meinte, das sei egal und ich solle keinen Big Deal draus machen, da es sich ohnehin nur um eine Nummer handelt. Das werde ich aber diesmal nicht tun, da sie mir das ganze ja auch ohne weiteres mit der anderen Nummer anrechnen könnten, wenn es sich „nur“ um eine Nummer handelt. In Wahrheit reflektiert die Nummer, was man gemacht hat. Und nur was man bescheinigen kann, wird anerkannt.

Wie gesagt: Diesmal werde ich dies nicht hinnehmen, da ich das aufgrund der oben genannten Gründe überhaupt nicht einsehe. Momentan ist diese Sache noch in der Schwebe – da ich Francisco von der Berechtigung meines Anliegens überzeugen konnte, bin ich aber guter Dinge, das die Sache diesmal gut ausgeht.

Man sieht: Der offizielle Status macht etwas aus. Man wird also von der Verwaltung wirklich so behandelt, als wäre man ein undergraduate. Auch wenn immer wieder behauptet wird, das dem nicht so ist.

Eine der Hauptaussagen von Francisco und anderen Verwaltungsangestellten ist immer wieder: „You have to understand, that as a student at large of the college, you can't ...“. Dabei ist beliebiges einzusetzen.

Die oben beschriebenen Restriktionen erscheinen willkürlich, sind aber bindend – oft durch eine „Policy“ der Universität gedeckt. In dem Fall kann man dann ohnehin nichts mehr machen. Policy ist Policy. Verhandlung ausgeschlossen. Da gibt es nichts mehr zu diskutieren. Eigentlich ist dieses anmaßende Gebaren seitens der University of Chicago nicht angemessen – soweit ich weiß, werden die US-Studenten an der FU auch nicht anders behandelt, als andere Studenten.

Der Vorteil ist, daß diese Probleme auf Ebene der Verwaltung bestehen. Das Department selbst weiß davon gar nichts (wußte in meinem Fall übrigens auch nichts davon, das ich kommen würde). Da die Abteilungen wenig miteinander kommunizieren kann man das durchaus ausnutzen. Mit der Selbstbezeichnung „foreign exchange student“ sind eigentlich alle zufrieden und man kann mit ein wenig Verhandlungsgeschick machen, was man will.

Man ist also nicht a priori einem Professor oder Department zugeordnet und kann/muß sich eigene Verbindungen auf persönlicher Basis aufbauen.

Unter keinen Umständen wird man jedoch die Privilegien eines graduate student erreichen können, die mit offiziellen Verwaltungsakten verbunden sind (Postfach, Schlüssel zum faculty club, etc.).

Irgendwie wurde während der ganzen Zeit deutlich daß das Programm der FU nicht wirklich für die Leute angemessen ist, auf die es abzielt (Studenten im Hauptstudium). Die Universität von Chicago unterhält auch mit anderen Ländern dasselbe Austauschprogramm wie mit der FU und dieses wird auch im selben Rahmen verwaltet, d.h. alle haben Francisco als Ansprechpartner und man trifft sich auch hin und wieder gemeinsam. Allerdings waren diese undergraduate-students-at-large auch in ihren Heimatländern undergraduates, d.h. haben dort noch keinen Abschluß und sind im Schnitt weit unter 20 Jahre alt.

Das ganze macht logisch gesehen also irgendwie keinen Sinn. Im Prinzip fühle ich mich gegenüber dem FU-Programm natürlich hochverpflichtet, diese Chance bekommen zu haben.

Allerdings fragt sich, was einem das FU-Programm letztendlich bringt. Wenn man unbedingt nach Chicago will, schafft man eine Bewerbung auf eigene Faust als undergraduate oder undergraduate student-at-large ohnehin, wenn man sich im äußerst selektiven FU-Programm durchsetzen konnte – so selektiv ist die University of Chicago bei weitem nicht. Wahrscheinlich könnte man sich bei gleicher Qualifikation sogar gleich auf einen Platz im graduate-Programm qualifizieren. Bewerbungen sind sogar mit relativ wenig Aufwand zu betreiben und mittlerweile sogar online möglich.

Vorteile des FU-Programms sind natürlich, daß das ganze garantiert kostenlos ist und man sogar noch 1000\$ monatlich extra bekommt. Und man keinen der amerikanischen GRE oder SAT-Tests machen muß, um zugelassen zu werden.

Übrigens kommt der Platz an der University of Chicago zwar nicht mit einer „research-assistant“-Stelle, diese kann man sich jedoch selbst einrichten. Das Visum erlaubt das Arbeiten auf dem Campus und mit entsprechender Forschungserfahrung, bzw. geschickten Verhandlungen mit einem Prof kann man durchaus eine solche Stelle erlangen. Und es lohnt sich: Man bekommt zusätzlich Geld, einen Schreibtisch und kann die eigenen Kenntnisse in einem Fachgebiet erheblich vertiefen. Allerdings gibt es für solche Posten meist relativ viele Bewerber, d.h. man sollte bereits einiges an Qualifikationen mitbringen, um eine Chance zu haben. Dies ist gleichzeitig auch eine Chance, im Department ernstgenommen zu werden, Status hin- oder her.

An sich ist der Status als student-at-large aber schon eine ziemliche Hypothek, was man bei jeder Interaktion mit der Verwaltung und jeder neuen Kontaktaufnahme bemerkt.

Der Status blieb also ein Leitmotiv meines Aufenthaltes. Over and over again.

Irgendwie kommt man sich die ganze Zeit, ein wenig wie ein Pariah vor.

Ich will nicht undankbar erscheinen. Der Aufenthalt im Rahmen des FU-Programms lohnt sich für jeden, für den akademische Höchstleistungen im Vordergrund stehen und der sein deutsches Studium bereichern will, bzw. dem es egal ist, ob er einen Abschluß machen kann und wie die Amis ihn sehen. Allerdings muß ich – wenn ich ehrlich sein will – auch sagen, daß ich mich trotz aller akademischer Vorteile, die mir der Aufenthalt an der University of Chicago gebracht hat eigentlich immer nur als „geduldet“ empfunden habe. Da das Arbeitsklima an der University of Chicago ohnehin schon hart genug ist, ging dies auf Dauer schon ziemlich an die Substanz. Das mag andere, denen so was nicht so nahe geht nicht so stark belasten. Wahrscheinlich bin ich in solchen Dinge einfach besonders sensibel und wurde mit diesen Dingen völlig unvorbereitet konfrontiert. Dennoch bereue ich nicht, hergekommen zu sein. Die University of Chicago hat viel zu bieten. Es sollte sich von diesen Ausführungen keiner vergrault fühlen. Man muß nur wissen, was man will und auf was man sich einläßt, um die eigenen Ansprüche mit den Angeboten der jeweiligen Unis in Einklang zu bringen. Dann sollten eigentlich alle damit zufrieden sein können.

## **11 Wetter und Klima**

Zum Wetter in Chicago ist eigentlich gar nicht so viel zu sagen. Chicago liegt zwar total kontinental, ist also von extremen Temperaturschwankungen im Jahresverlauf betroffen, diese werden jedoch durch den großen See moderiert, an dem Chicago liegt.

Das alltägliche Wetter ist durchaus mit dem Wetter in Mitteleuropa vergleichbar.

Richtig übel ist in Chicago eigentlich nur der Winter. Die Kleidung im Winter ist eher eine Frage des Überlebens, als der Mode. Generell gilt: Nur so warm wie möglich ist gut genug.

So etwas kaltes habe ich in meinem Leben noch nicht erlebt. Mit dem Schnee hatten wir dieses Jahr aber Glück. Der erste Schnee fiel erst am 23.12., zu dieser Zeit lag in anderen Jahren (so wurde mir berichtet) oft schon ein ganzer Meter. Leider bleibt der Schnee auch recht lange liegen – mitunter bis Ende März.

Es empfiehlt sich also dringend, sich Kleidungsmäßig für das Größte zu rüsten.

## **12 Bürokratie und Verwaltung**

- Offiziell ist man nicht einem Department zugeordnet (die in meinem Fall wie gesagt gar nichts von meinem Kommen wußten), sondern dem college selbst. Weshalb man viel in Kontakt mit Francisco Santamarina sein wird (siehe Abschnitt 10).
- Generell sind die Bürokraten in Chicago nett, aber leicht zu überfordern. Man sollte besser nichts ungewöhnliches verlangen. Das geht dann nämlich meist sowieso nicht. Vor allem Bürokraten, die weit unten in der Hierarchie sind, sind generell sehr schlecht ausgebildet. Zwar sind sie in der Regel ein wenig freundlicher als ihre Pendanten an der FU, haben aber dafür größte Schwierigkeiten mit der Flexibilität. Sowohl Motivation, als auch Kompetenz ist in diesen Rängen miserabel.
- Eine social security number sollte man gleich nach der Ankunft beim „Office of International Admission“ , beantragen, wenn man während des Aufenthaltes auf dem Campus arbeiten möchte. Für den Stipendiumsscheck braucht man eine SSN auch.
- Kurse mit Nummern über 30000 sind Graduate-Kurse. Kurse darunter nicht.
- Insbesondere Bürokraten in unteren Rängen treffen keinerlei Entscheidungen, die nicht durch eine Policy abgedeckt sind. Die vermeintlich furchtbare deutsche Bürokratie verblaßt gegenüber den Ausmaßen, die sie in den USA angenommen hat. Regeln werden wirklich sehr ernst genommen, Diskussion ist zwecklos.

Wahrscheinlich liegt das daran, daß Institutionen in den USA oft wegen geringfügigster Dinge auf Millionen Schadenersatz verklagt werden, den die Kläger meist auch noch bekommen. Deshalb wird niedrigen Diensträngen wohl überhaupt keine Entscheidungsbefugnis mehr eingeräumt. Dafür gibt es einen riesigen Bestand an detaillierten und juristisch wasserdichten Richtlinien.

- Das gilt auch für die Kurse. Diese muß man offiziell registrieren lassen und kann sie dann auch offiziell wieder „droppen“. Wildes Besuche von Lehrveranstaltungen mit Selbstbescheinigung, wie an der FU ist hier undenkbar.
- Versammlungen mit mehr als 6 Personen in einem Raum müssen vorab als Party angemeldet werden. Vor allem mit Alkohol. (Im Wohnheim)

## **13 Finanzielles**

### **13.1. Banken**

Ich würde empfehlen, ein Citibank-Konto zu eröffnen, um den Scheck den man von der Uni erhält dort einzulösen. Die Citibank unterhält eine Filiale und mehrere Geldautomaten auf dem Campusgelände. Leider ist es aufgrund von Bankgesetzen (wie mir mitgeteilt wurde) nicht möglich, den Scheck auf ein deutsches Citibank-Konto einzuzahlen, weshalb man auch dann ein neues Citibank-Konto eröffnen muß, wenn man (wie ich) bereits Kunde bei einer deutschen Citibank ist. Von einem deutschen Citibank-Konto kann man zwar abheben, aber nicht einzahlen.

Hoffentlich gilt dieser Hinweis in Zukunft noch. Die Citibank soll nämlich bald vom Campus verschwinden, bzw. Konkurrenz bekommen, weil sie Studenten in der Vergangenheit angeblich nicht immer gut behandelt hat. Die Entscheidung dazu fällt im Mai 2002.

Generell ist das ganze Geldwesen offenbar eher altertümlich. Zahlungsaufträge und Einzugsermächtigungen sind eher unüblich. Das meiste läuft über Schecks, die man dann zur Bank bringt. Weswegen ich zum ersten Mal in meinem Leben stolzer Besitzer eines Scheckheftes bin.

### **13.2. Lebenshaltung**

Die Lebenshaltungskosten sind generell sehr hoch. Vor allem für Essen. Für weniger als 10 Dollar wird man wohl nirgends eine Pizza bestellen können. Dazu kommt noch Tax, Zustellungsgebühr und Trinkgeld. Schon kostet einen die Pizza um die 15\$.

Kochen könnte man zwar theoretisch – aber wer hat dafür schon Zeit?

Der Vorteil ist, daß einige Dienstleistungen auch günstiger sind, vor allem Friseure, Telefonieren, etc.

Beim Einkaufen im Supermarkt kann ich vor knapper Kalkulation nur warnen. Die Preise sind meist ohne Mehrwertsteuer (sales tax) ausgezeichnet. Diese wird dann erst hinterher, an der Kasse draufgeschlagen.

Übrigens stehen überall „vending machines“. Manche sind sehr sophisticated. Mein Thanksgiving-meal habe ich an einer Vending machine eingenommen, die warme Pommes ausspuckt. Zum spektakulären Preis von einem Dollar. Wow. Manche der Automaten nehmen dafür Dollarstücke, andere nicht. Steht aber leider außen nicht dran. Jene, die sie nicht nehmen schlucken sie meist einfach. Ohne Gegenleistung und ohne sie zurückzugeben. Das kann man nur ausprobieren und sich merken. Oder Dollarstücke generell vermeiden.

### 13.3. Geld

Als Austauschstudent von der Freien Universität ist man der einzige Austauschstudent der keine Tuition zahlen muß und der dazu noch ein Stipendium von 3000\$ im Monat bekommt. Das bleibt hoffentlich so und ist insofern ein privilegierter Status.

Leider benötigt man das Geld auch wirklich dringend. Die Kaufkraft des Euro ist momentan nicht wirklich besonders hoch. In etwa haben 2 Euro höchstens die Kaufkraft von 1.50 \$.

Das Preisniveau ist durchgehend sehr hoch.

Dies ist vor allem deshalb zu beachten, da der erste Scheck der Universität durchaus eine ganze Weile auf sich warten läßt (mein erster Scheck kam Ende Oktober) und man in der Regel alle möglichen Dinge einkaufen muß. In die 2 Koffer zu je 32 kg, die einem die Lufthansa zugesteht, geht nicht allzu viel rein, wenn man für ein ganzes Jahr packt. Man sollte also ausreichende Geldreserven mitbringen.

Ich hatte neben den 1000\$ Stipendium pro Monat noch Lebenshaltungskosten von über 500\$ pro Monat zusätzlich. Dies könnte sich ändern, falls der Wechselkurs des Euro im Vergleich zum Dollar wieder etwas anziehen sollte.

Pro Quarter hatte ich Kosten von ca. 600\$ für Bücher der jeweiligen Classes. Generell sind die Textbooks unverschämt teuer und sogar noch wesentlich teurer als entsprechende deutsche Lehrbücher: Das durchschnittliche Textbook kostet zur Zeit in jedem Fall über 100\$. Dennoch würde ich raten, diese Büchern anzuschaffen, da sie meist auch besser sind als deutsche Lehrbücher.

Es empfiehlt sich deshalb, weitere Finanzquellen aufzutun. Dies ist mit dem F-1-Visum auch ohne weiteres möglich. Abhängig von der Qualifikation kann man eine mehr oder weniger qualifizierte Arbeit „on-campus“ zu bekommen. Diese kann dann vom Bücher einräumen (in der Bibliothek) bis zur Betreuung von Webseiten alles umfassen.

Ich selbst konnte eine Stelle in einem Labor erlangen. Das war nicht schlecht.

Im übrigen kam der zweite Scheck relativ zügig. Jedenfalls vor der Rechnung für meinen Wohnheimplatz, also rechtzeitig.

## **14 Verkehr und Transportation**

Die zahlreichen Busse zwischen Campus und Wohnheim halten sich – für amerikanische Verhältnisse – relativ genau an die Fahrpläne. Das Shoreland-Wohnheim ist eigentlich nur per Bus zu erreichen. Der Fußmarsch zum Campus liegt bei 25-30 Minuten – was man sich beim oft üblen Wetter selten wirklich antun werden will. Die Benutzung dieser Busse ist für Studenten übrigens völlig kostenlos.

Diese sind zwar aufgrund der vielen Haltestellen nicht sehr schnell, im Winter aber unverzichtbar. Als Bewohner von Shoreland wird man wohl vor allem die Route 171 benutzen, durch welche alle wesentlichen Punkte (Wohnheim, Verwaltungsgebäude, Mensa) erreichbar sind.

Das einzige Problem mit den Bussen ist, daß sie manchmal zu früh abfahren. Bis zu 4 Minuten zu früh. Ich verstehe das gar nicht. Wie schwer ist es, NICHT zu früh abzufahren? Jedenfalls habe ich deshalb schon mehrere Male den Bus verpaßt (der nächste kommt 15-30 Minuten später). Wenn man generell 4 Minuten früher kommt, erhöht sich die durchschnittliche Wartezeit erheblich, da der Bus hin und wieder auch zu spät kommt.

Auch die Anbindung an die Innenstadt ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln so gut, das man kein Auto benötigen wird.

Zur Not kann man sich ein Taxi nehmen. Das bringt einen für ca. 20\$ auch in die Innenstadt.

## **15 Gesundheit**

Eng verbunden mit dem Finanziellen ist in den USA das Thema „Gesundheit“.

Dabei gilt generell: Besser nicht krank werden. Dazu am besten ein Fallbeispiel:

Ich hatte mal eine Grippe. Bei meinem ersten Besuch mußte ich in den „Emergency room“ (da sie am Samstag ausbrach und da weder Ärzte, noch das „Student care center“ Samstags offen haben). Nach einer 6-stündigen Wartezeit (die Plätze werden nach der Schwere des Notfalls aufgerufen) hat mich ein Arzt 5 Minuten angeschaut und gesagt, daß man da nix machen kann – es wäre halt eine Grippe. Und hat mich mit Paracetamol nach Hause geschickt. Das hat hinterher in der Rechnung doch 500\$ gekostet, die von der Krankenkasse nur Widerwillig und nach langem hin- und her übernommen wurden und die von mir erst mal ausgelegt werden mußten. Dazu möchte ich noch anmerken, daß ich eine deutsche Auslandskrankenversicherung für 350 Euro in Anspruch genommen hatte (von der Axa Colonia), nicht die amerikanische Studentenkrankenversicherung für ca. 2000\$.

Wenig später wuchs sich das ganze jedenfalls dann zur Mittelohrentzündung aus. Diesmal hatte das „student care center“ zwar offen, aber die behandeln keine „Walk-ins“. Man muß sich erst einen Termin geben lassen. Ich bekam meinen Termin also für den nächsten Tag (bei einer Mittelohrentzündung!). Ich hatte Glück und wurde von einem Arzt (statt wie üblich nur einer Nurse) gesehen. Die Antibiotika die dann glücklicherweise verschrieben wurden, mußte ich erst mal Cash an der Apotheke bezahlen: 250\$. Dazu noch mal extra die Arztrechnung, die hinterher bei mir eintraf: Wieder 330\$ und wieder mußte ich das Geld selbst vorstrecken. Meine Krankenkasse hat sich hinterher gefreut. Irgendwie sollte man sich der Krankenkasse übrigens was beschaffen, was die Amis lesen können. Mit meinen deutschen Dokumenten konnten die Amis nämlich nix anfangen und haben die Rechnung einfach an mich geschickt – die ich dann erst mal bezahlen und dann an die Krankenkasse weiterschicken mußte.

Im großen und ganzen keine sehr erfreuliche Erfahrung. Das amerikanische System ist erstens teuer, zweitens nicht sonderlich gut oder benutzerfreundlich, vor allem nicht für Studenten. Auch die Amis selbst klagen darüber. Es ist aber ganz besonders bitter, wenn man verwöhnt vom deutschen System darauf losgelassen wird.

## **16 Ferien**

Im Winter hat man ca. einen Monat Ferien (von Anfang Dezember bis Anfang Januar), im Frühjahr eine Woche (Mitte März) und der Sommer ist ganz frei (Anfang Juni bis Ende September).

Über 95% der Studenten der University of Chicago verbringen die Winterferien zu Hause. Es hat also ein ganz besonderes Flair, während dieser Ferien im Wohnheim zu bleiben. Zwar sind dann fast keine anderen Studenten mehr da, jedoch bleibt das Personal ebenso wie die Security weiterhin auf Posten; da diese sozusagen fast nichts zu tun haben, kann man sie viel besser kennenlernen.

Sollte man sich für den gleichen course of action entscheiden ist zu beachten, daß die Dining Halls in dieser Zeit geschlossen sind, man muß sich also irgendwie anderweitig mit Nahrung versorgen.

Silvester ist dann auch so eine Sache. Wenn man die Party mit college-guys feiern will, sollte man sich darauf einstellen, daß Silvester für diese nur ein gelungener Anlaß ist, überhaupt eine Party zu feiern. Das Neujahr selbst steht dabei nicht im Zentrum. Man guckt sich im Fernsehen für 5 Minuten die Feiern in Chicago an und das war es dann. Dann geht die Party weiter. Jedenfalls habe ich das so erlebt.

## 17 Sonstiges

Unter diesem Punkt fasse ich alles zusammen, was nicht mehr wirklich in einen anderen Punkt gepaßt hat, ich aber dennoch erwähnen möchte.

- Es empfiehlt sich, schon 2 Wochen vor dem eigentlichen Beginn des ersten Quarters in die USA einzureisen. Am Anfang ist man sonst evtl. zu verwirrt und man hat zu viel zu tun. Außerdem soll Chicago im späten August am schönsten sein.
- Ohne exzellente Englischkenntnisse sollte man besser Abstand von einem Aufenthalt in Chicago nehmen. Auf die Nöte eines Austauschstudenten wird keinesfalls Rücksicht genommen und es kann durchaus problematisch sein, schnell sprechenden Amis oder gar die Dialekte von international students zu verstehen.
- Die Studentinnen waren im Vergleich zu anderen US-Unis erstaunlich attraktiv. Dafür leider um so beschäftigter.
- Im Winter fängt man sich leicht Stromschläge ein, wenn man metallische Dinge berührt. Klingt komisch, war aber so. Alle haben sie bekommen, keiner wußte woran das liegt. Wahrscheinlich hängt es mit der veränderten Luftfeuchtigkeit im Winter zusammen.
- Die Amis sind schon witzig. Die schreiben in den Supermärkten nicht etwa 4% Fett auf ihre Waren, sondern eher 96% fettfrei.
- Besonders erfreulich sind die blühenden Einkaufslandschaften in den USA, d.h. auch in Chicago. Die meisten Läden haben 24 Stunden offen und ein relativ großes Angebot. Einziges Manko: Es gibt so gut wie keine Bäckereien und damit fast kein anständiges Brot. Das kaufen die Amis nämlich im Supermarkt, kommt aus der Fabrik und schmeckt entsprechend.
- Sehr wichtig ist die „Student-ID“, ein Studentenausweis in Form einer Plastikkarte, die man sich während der „Orientation“ anfertigen lassen sollte. Diese sollte man nicht verlieren, da sie alle möglichen Funktionen hat: Sie gibt Zugang zum Wohnheim, zum Bus, zur Bibliothek, zur Mensa und man kann damit Automaten bezahlen.
- Sehr nett im Vergleich zur FU ist die Tatsache, daß die alten Profs oft weltberühmt sind, während die jungen hungrig sind, sich zu beweisen und berühmt zu werden. Die ganze Resignation, die man von der FU kennt, gibt es kaum.
- Gute Nachricht für alle, die in die Wissenschaft wollen, bzw. eine akademische Karriere in den USA einschlagen wollen: An meinem Institut zirkulieren ca. 100 mal (konservativ geschätzt) mehr Jobangebote für Akademiker, als an meinem deutschen Institut. Das sind doch Aussichten...! Die FU hat in der Psychologie den letzten neuen Prof 1988 eingestellt (Stand Anfang 2002) - hier gab es 3 Neuanstellungen innerhalb eines Jahres....
- Ein weiterer Vorteil der University of Chicago ist die Tatsache, daß Papers und Klausuren umgehend, meist binnen einer Woche korrigiert und benotet zurückkommen.
- Die infrastrukturelle Unterstützung der Studenten ist hier wirklich generell sehr gut. Jeder Student hat Mentoren, advisors und wird intensiv in seinem Werdegang und in seiner Karriereplanung beraten. An deutschen Universitäten wird demgegenüber offenbar viel mehr Unabhängigkeit seitens der Studenten vorausgesetzt.
- Abschließend noch etwas zur Laptopdebatte: Ich halte einen Laptop für die studentische Existenz für unabdingbar, d.h. auch schon vor Chicago, d.h. die Frage stellt sich eigentlich gar nicht. Die Computerausstattung ist ohne Frage toll, aber mit Laptop kann man das alles noch viel besser nutzen.

So. Ich hoffe, dies war jetzt interessant und deutlich genug. (In einer Deutlichkeit, wie ich es in meiner Vorbereitung im übrigen schmerzlich vermißt habe – was mich hinterher einiges an Lehrgeld gekostet hat). Natürlich werden durch die hier getroffenen Aussagen Erwartungen aufgebaut die schon allein durch die sich ändernden Verhältnisse, bzw. die natürliche Varianz sicherlich nicht voll erfüllt werden können. Man sollte sich also bewußt sein, daß Lesen die eigene Erfahrung nicht voll Ersetzen kann. Ich hoffe aber, daß der positive Effekt dieser Informationen bei weitem überwiegt.

Sollten dennoch weitere Fragen bestehen, kann man mich unter [Lascap@gmx.de](mailto:Lascap@gmx.de) gerne erreichen.

Bilder von Chicago und insbesondere der University of Chicago befinden sich auf meiner Homepage: [www.lascap.de](http://www.lascap.de). Dort insbesondere unter \Privates\Bilder.

Die dort hinterlegten Bilder demonstrieren meiner Meinung nach eindrucksvoll, welche wundervolle Architektur Chicago im allgemeinen und der Campus der University of Chicago im besonderen zu bieten hat.

Mit besten Grüßen,

Pascal Wallisch